Erzählungen

der persischen

Favorit Sultanin Schaherasade

in tausend und einer Nacht.

Fünftes Bändchen.

Erzählungen

der persischen

Favorit Sultanin Schaherasade

in tausend und einer Nacht.

Fünftes Bändchen.

In der Verlagshandlung dieser Erzählu
gen sind auch nachstehende Volksbüch
zu haben.

Erzählungen der Favorit Sultanin Schaherasade in 1001 Nacht. 1s Bdch. Enth.: Der redende Vogel, der singende Baum und die goldgelbe Quelle. Eine Geschichte aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 2s Bändchen. Enth.: Das nächtliche Abentheuer des Kalifen Harun Alraschid mit drei Kalendern, die Königssöhne waren, und fünf Frauen zu Bagdad. Eine Geschichte aus dem Morgenlande. 8,

Derselben 3s Bändchen. Enth.: Aladin oder die Wunderlampe. Eine Ge'chichte aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 4s Bändchen. Enth.: Kogia Hassan Alhabbal und Ali Baba und die 40 Räuber. Zwei Geschichten aus dem Mordenlande. 8.

Finkenritter, der edle, mit dem tapfern Cavalier Hans Guk in die Welt. 8.

Genofeva, von der unschuldig bedrängten heiligen Pfalzgräfin, wie es ihr in Abwesenheit ihres Gemahls ergangen. 8.

Helena, Tochter des Kaisers Antonii, eine schöne anmuthige und lesenswürdige Historia. 8.

Historia, eine lesenswürdige, vom Herzog Ernst in Bayern und Oesterreich rc. 8.

Johann und Maria, oder die zwei verlassenen Kinder unter den Negern. 8.

Der
Fischer und der Genius,
der
blinde Baba Abdalla
und der
junge König Zein Alasnam und der König der Geister.

Drei
Geschichten
aus dem Morgenlande.

Aus dem Persischen in das Französische und aus diesem in das Deutsche übersetzt.

Nürnberg,
in der J. A. Endter'schen Buchhandlung.
1835.

W.

Der Fischer und der Genius.

1. Die Befreiung des Genius und sein Dank.

Es war einmal ein Fischer, der war schon alt und so arm, daß er seine Frau und seine drei Kinder kaum mit dem Nothdürftigsten versorgen konnte. Er war zwar fleißig in seinem Geschäfte, und gieng alle Morgen sehr früh auf den Fischfang aus; allein er hatte sich's zum Gesetze gemacht und einen Eidschwur abgelegt, daß er sein Netz des Tages nur viermal auswerfen wollte.

Eines Morgens stand er vor Tage im Mondscheine schon an dem Ufer des Meeres und hatte sein Netz ausgeworfen. Als er es aber herausziehen wollte, war es sehr schwer. „Aha," dachte er, „dießmal ist der erste Zug gleich reich genug ausgefallen! Das müssen ein Paar gewaltig große Fische seyn. Da läßt sich Ehre mit einlegen bei den Kunden." Er überlegte schon, wem er die besten Fische seines reichen Fanges bringen wollte, und zog mit aller Kraft und brachte das Netz endlich

an's Ufer. Aber wie sehr hatte er sich in seiner Hoffnung getäuscht! Nicht ein einziges Fischlein war in dem Netze, wohl aber ein ganzes Gerippe von einem Esel; und dieses hatte ihm sogar noch sein Netz an vielen Stellen beschädigt und zerrissen. Sehr ärgerlich warf er das Gerippe hin, und besserte sein Netz wieder aus.

Als er zum zweiten Male ausgeworfen hatte, und wieder herausziehen wollte, war es noch schwerer. „Nun," dachte er bei sich, „wenn nur das lauter Fische sind, so soll mich dieser Zug schon für den ersten entschädigen." Er zog und zog, und siehe! als er sein Netz mit vieler Mühe an's Land brachte, hatte er wieder keine Fische, sondern einen alten Korb gefangen, der mit Schlamm und Kies gefüllt war. Da traten Thränen ihm in die Augen, und er rief: „O du falsches Glück! warum zürnest du heute auf mich, und täuschest mich immer mit eitler Hoffnung? Soll ich mein Weib und meine Kinder denn Hungers sterben seh'n? Ich habe ja kein anderes Mittel, mich zu ernähren, als dieses Netz."

Er warf den Korb ganz unwillig auf die Seite, reinigte sein Netz von dem Unrathe, und warf es, nachdem er es im Meere ausgewaschen hatte, zum dritten Male aus. Als er es wieder herauszog, war es wieder nicht mit Fischen gefüllt, sondern mit Muscheln, Sand und Steinen.

Da war seine Verzweiflung sehr groß. Er weinte, stampfte mit den Füssen, lief wie un-

sinnig herum und schrie: „Ich unglückseliger Mensch! was fang' ich nun an? Ich habe ja keinen Bissen Brod zu Hause, meine Kinder werden vor Hunger sterben, und ich werde sie nicht erretten können!" So klagte er lange. Indessen brach der Tag an, und seine Verzweiflung löste sich nach und nach in stillen Schmerz auf. Da fiel ihm ein, daß nun die Stunde sei, in der jeder fromme Muselmann sein Morgengebet verrichtete. Er sprach darum auch sein Gebet, und als er es verrichtet hatte, fügte er noch diese Worte hinzu: „Herr, du weißt, in welcher Noth ich bin; du weißt, daß ich mein Netz täglich nur viermal auswerfen darf. Nun habe ich aber nur noch einen Zug übrig. O, mache mir dießmal das Meer günstig, und errette mich und die Meinigen vom Hungertode!"

Er warf hierauf sein Netz zum vierten Male aus. Mit klopfendem Herzen zog er endlich daran. Es war noch schwerer als vorher. Bald hoffte er einen guten Zug zu thun, bald fürchtete er, wieder Steine und Unrath herauszuziehen. Mit vieler Mühe brachte er es endlich heraus an das Ufer. Auch dießmal war kein Fisch in dem Netze, aber ein großes Gefäß von Kupfer, sehr stark gearbeitet, und mit einem Bleisiegel geschlossen.

„Nun," sagte er sich tröstend, „ein guter Zug Fische wäre mir freilich lieber gewesen. Indessen ist's doch besser, als ein Korb voll Schlamm. Ich bringe es einem Kupferschmied,

und der bezahlt mir doch gewiß so viel dafür, daß ich auf ein Paar Tage Brod in's Haus schaffen kann. Vielleicht ist aber auch etwas sehr Kostbares darinnen. Das Ding ist sehr schwer gewesen; es kann nicht ganz hohl seyn. Und um nichts und wieder nichts ist es auch nicht so gut verschlossen. Man kann es nirgend öffnen, als da oben an dem Bleisiegel, das die ganze Oeffnung bedeckt."

Er schüttelte an dem Gefäße, er stieß es um, allein er hörte nicht, daß etwas darinnen polterte oder klingelte. „Es ist wahrscheinlich alles da drinnen fest gepackt, daß es sich nicht bewegen kann," sprach er bei sich selbst. „Laß einmal sehen." Er zog sein Messer hervor und brach das große Siegel weg, und guckte neugierig in das Gefäß hinein. Er sah aber nichts. Es war ganz dunkel in demselben. Er stürzte es um, allein es fiel nichts heraus. —

Da stellte er es vor sich hin, und betrachtete es genau, indem er hin und her sann, warum das Gefäß wohl so sorgfältig verwahrt gewesen seyn mochte. Auf einmal stieg aber ein sehr dicker Rauch aus der Oeffnung derselben hervor, und verbreitete sich sogleich weit umher. Er trat ein Paar Schritte zurück; der Rauch stieg aber höher und immer höher, bis an die Wolken, und verbreitete sich weiter und weiter, daß er wie ein starker Nebel über der Gegend lag.

Endlich hörte das Gefäß auf zu rauchen, und nun zog sich der Nebel vor seinen Augen

wieder zusammen. Die Nebelwolke ward immer kleiner und dichter und undurchsichtiger, und nach und nach gestaltete sie sich in eine wunderliche Figur, bis zuletzt eine riesig große Menschengestalt in einem grauen Mantel, mit grauem Haupte und langem Barte vor dem Fischer stand. Er verzerrte sein Gesicht, und rief mit furchtbar hohler Stimme: „Salomo! Salomo, großer Prophet Gottes! Gnade! Gnade! Ich will ja deinen Befehlen gehorchen!“

Dem Fischer ward aber nicht bange bei dem Anblicke der wunderbaren Gestalt, noch bei den Worten, die sie rief; denn er war ein einfacher guter Mann, und hatte ein reines Gewissen. Er sah wohl, daß das kein Mensch war; sondern, daß es ein mächtiger Genius seyn müßte, und redete ihn ganz unverzagt an: „Ei, ei, stolzer Geist! Salomo, der große Prophet Gottes, ist ja schon über achthundert Jahre todt. Was ruft Ihr diesen an? Erzählt mir Eure Geschichte.“

Da warf der Genius aber einen finstern Blick auf den Fischer, und rief mit gebieterischem Tone: „Du Wurm! rede bescheidener mit mir. Wie kannst du Staub es wagen, mich einen stolzen Geist zu nennen?“ Er machte bei diesen Worten ein Gesicht, das bei aller Furchtbarkeit dem Fischer lächerlich vorkam. „Ei, nun,“ antwortete er, „wenn Ihr kein stolzer Geist seyn wollt, so will ich Euch Nachteule des Schicksals nennen. Denn ein alter Kautz seid Ihr doch gewiß, und das Schicksal — —“

Er wollte noch weiter reden, aber der Genius rief mit donnernder Stimme: „Schweig! oder rede bescheidener, ehe ich dich umbringe!“

„Oho!“ rief der Fischer, „Ihr werdet mich doch nicht um's Leben bringen wollen? Habt Ihr denn schon vergessen, wer Euch aus dem engen Behälter da befreit hat? Oder war's Euch vielleicht gar behaglich so zusammengekauert da drinnen zu stecken?“

„Nein!“ brummte der Genius, „ich hab's nicht vergessen, aber du bist des Todes. Ich kann dir nur eine einzige Gnade erweisen, und diese besteht darin, daß ich dich wählen lasse, welche Todesart du erleiden willst; aber tödten muß ich dich.“

„Nun, nun,“ antwortete der Fischer, „besinnt Euch erst noch ein wenig. Ist das denn Eure Art so, daß Ihr Gutes mit Bösem vergeltet? dann seid Ihr freilich in der Kupferbüchse gar wohl aufgehoben gewesen.“

„Ich muß dich tödten!“ antwortete der Genius; „damit du aber siehst, daß ich nicht anders kann, so höre mich an. — Du weißt doch, daß einst König Salomo, der Sohn Davids, auf der Erde herrschte. Den hatte Gott zu seinem Propheten erwählt, und von allen Geistern verlangt, daß sie sich ihm unterwerfen sollten. Alle andern Genien der Erde thaten nach dem Willen Gottes, und erkannten Salomo für seinen Propheten, und gehorchten ihm. Nur ich und Sakor, ein anderer Genius, wollten uns nicht unterwerfen. Da sandte

Salomo Assaph, den Obersten seiner Diener, aus und gab ihm Vollmacht, mich gefangen zu nehmen. Assaph führte mich vor den Thron Salomo's, und dieser verlangte, ich sollte ihn erkennen für den Propheten des Herrn, und ihm dienen. Da ich mich aber standhaft weigerte, sperrte er mich in dieses Gefäß, und drückte auf den bleiernen Deckel sein Siegel. Dieses Siegel durfte ich aber nicht beschädigen, denn der Name Gottes steht darauf eingegraben. Er übergab dann das Gefäß einem Genius, der ihm gehorchte, und ließ mich von diesem in's Meer werfen."

„Im ersten Jahrhunderte meiner Gefangenschaft schwur ich meinen Befreier mit unendlichem Reichthum zu belohnen. Es vergieng aber ein Jahr um das andere, und Niemand befreite mich. Und hundert Jahre vergiengen, und ich war noch in meinem Gefängnisse. Im zweiten Jahrhunderte meiner Gefangenschaft gelobte ich meinem Befreier alle verborgenen Schätze der Erde zu verschaffen. Es vergieng wieder ein Jahr um das andere, und die hundert Jahre waren vorüber, und Salomo's Siegel verschloß immer noch mein Gefängniß. Im dritten Jahrhunderte versprach ich endlich, meinen Befreier zu einem mächtigen Könige der Erde zu machen, sein Schutzgeist zu werden, und ihm überdieß noch täglich drei Wünsche zu erfüllen. Aber auch das dritte Jahrhundert entschwand wie die ersten, und ich war noch immer gefangen. Da gerieth ich endlich

in Wuth, und als das vierte Jahrhundert begann, that ich einen Schwur und sprach: nun wenn Wohlthaten nicht im Stande sind, mir einen Befreier zu erkaufen, so soll der auch des Todes seyn, der mein Gefängniß öffnet; und ich will keine Gnade an ihm ausüben, als höchstens die, daß ich ihn selbst wählen lasse, auf welche Art er sterben will! Seitdem liege ich schon mehrere Jahrhunderte, und habe ganz die Rechnung der Jahre vergessen. Aber meinen Schwur habe ich noch nicht geändert, oder zurückgenommen. Darum wähle dir schnell, welche Todesart du erleiden willst."

Bei diesen Worten verließ aber den Fischer sein kecker Muth, und mit großer Betrübniß rief er aus: „O ich unglücklicher Mann! Warum muß ich denn gerade heute hieher kommen? warum denn gerade hier mein Netz auswerfen, und nicht ein Paar Schritte näher hier oder dort?"

„Fortgemacht!" rief der Genius. „Was helfen alle diese Betrachtungen? Wie willst du sterben?"

„Bedenkt doch," antwortete der Fischer, „daß jener Schwur unbedacht und unüberlegt war! Ist es nicht höchst ungerecht, seinen Wohlthäter mit solcher Grausamkeit zu belohnen? Nehmt ihn zurück und handelt großmüthig an mir. Gott wird solche Barmherzigkeit auch an Euch nicht unvergolten lassen."

„Nichts!" rief der Genius, „ich bedenke

nichts, und handle nach meinem Schwur! Wähle dir eine Todesart!"

„Im Namen Gottes!" dachte der Fischer. „Auf dieser Welt habe ich ja doch nur Hunger und Kummer auszustehen, und der Tod befreit mich von allen Lasten!" und besann sich. Da fielen ihm aber seine Frau und seine drei Kinder ein, und er bedachte, wie diese hülflos und verlassen wären, wenn er nicht mehr für sie sorgte. Deßwegen versuchte er's noch einmal, und bat den Genius um Erbarmen. „Ach!" seufzte er, „bedenkt doch, was ich für Euch gethan habe."

„Eben deßwegen!" brummte der Genius. „Frisch, frisch! nur nicht so lange gebettelt. Es hilft alles nichts! du mußt sterben."

Da besann sich der Fischer in seiner Noth aber schnell auf eine List und sprach: „Weil es denn nicht anders seyn kann, so ergebe ich mich in mein trauriges Schicksal. Aber ehe ich mir eine Todesart wähle, beschwöre ich Euch, bei dem Namen des Königs Salomo, und bei dem lebendigen Gott, dessen Name eingegraben steht auf dem Siegel des Königes Salomo, daß du mir die Wahrheit sagest auf eine Frage."

Bei diesen beschwörenden Worten schauderte der Genius in sich selbst zusammen, und sprach dann mit demüthigerm Tone: „Frage nur! frage nur! aber eile, eile!"

Da sprach der Fischer: „Könnt Ihr mich versichern, daß Ihr wirklich in diesem Gefäße ward?" — „Ja," antwortete der Genius

„ich war d'rinnen." — „Wahrhaftig?" fragte der Fischer. „Da geht ja nicht einmal einer Eurer Füße hinein, und Ihr wollt behaupten, Ihr habet ganz d'rinnen gesteckt? Könnt Ihr's bei dem großen Namen Gottes beschwören?"

„Ich schwöre dir," antwortete der Genius, „daß ich ganz, wie ich hier stehe, in diesem Gefäße war! Glaubst du mir jetzt?"

„Nein!" rief der Fischer, „nein, ich kann's nicht glauben, wenn Ihr nicht macht, daß ich's mit meinen Augen sehe, wie Ihr das macht. Ich bin ja wahrlich ein gutes Stück kleiner, und beim Barte des Propheten, ich getraue mir nicht da hinein zu kommen."

„Du sollst es sehen!" rief der Genius, und ward mit einem Male wieder sehr groß, und größer und immer größer, und lösete sich zuletzt wieder in eine große Nebelwolke auf. Hierauf sah der Fischer, wie der Rauch sich nach und nach in langsamen Zuge wieder in das kupferne Gefäß zog, wie er herausgegangen war. Und die Rauchwolke ward immer kleiner und immer kleiner, und endlich war nichts mehr übrig. Aber in dem Gefäße rief eine Stimme: „Siehst du nun, du Ungläubiger! Bin ich jetzt nicht ganz in dem Behälter?"

„Wahrlich, du bist d'rinnen," rief der Fischer verwundert. „Aber du bleibst auch d'rinnen!" fügte er hinzu; denn mit dem ersten Worte hatte er den bleiernen Deckel mit dem Siegel des Königes Salomo wieder fest darauf gedrückt. „Nun, Herr Starrkopf, gebe Er

gute Worte! Aber nein! heraus kommt Er mir nicht wieder. Ich will Ihn wieder in's Meer werfen, und eine Säule hier aufrichten, und eine Warnung in den Stein graben, daß sich jeder Fischer in Zukunft hüten möge, hier sein Netz auszuwerfen. Dann kann Er noch ein Paar Jahrtausende da drunten in der Tiefe des Meeres liegen, bis er wieder das Tageslicht einmal erblickt."

Vergeblich strengte der Genius alle Kraft an, sich aus seinem Gefängnisse zu befreien. Das Siegel des Königs Salomo bannte ihn fest, und er sah ein, daß er mit Gewalt nichts auszurichten vermochte. Darum gab er gute Worte, und bat den Fischer, er sollte ihn doch wieder herauslassen, es sei bloß sein Scherz gewesen; er wolle ihm gewiß nichts zu Leide thun.

„Nein, nein!" sagte der Fischer, „es wird nichts daraus! Du mußt wieder in's Meer zurück, du gewaltiger Herr! da kannst du liegen bis zum jüngsten Gerichte. Ich mach's nicht einmal, wie du selbst. Du vergilst Gutes mit Bösem, ich will nur Gleiches mit Gleichem vergelten. Nun höre ich auch nicht auf deine Bitten."

Der Genius flehte aber in seinem kupfernen Gefäße ganz demüthig um Mitleiden, und bat ihn um seine Freiheit, und versprach ihm, er sollte gewiß mit ihm zufrieden seyn. Aber der Fischer blieb immer bei seinem Ausrufe: „Nein, nein! in's Meer mit dir! in's Meer!"

„Ach,“ sagte der Genius, „ich wollte dir wohl ein Mittel zeigen, zu ungeheurem Reichthum zu gelangen, wenn du mich nur herauslassen wolltest.“

Das leuchtete dem Fischer endlich ein. „Wie schön wäre es,“ dachte er für sich, „wenn ich so auf einmal zu solchem Reichthume gelangte, daß ich aller meiner Noth und meiner Nahrungssorgen überhoben wäre!“ Darauf wandte er sich gegen seinen Gefangenen und sprach: „Ja, das wäre noch ein Wörtchen, das sich hören ließe. Aber wer darf auf dein Versprechen trauen? Schwöre mir bei dem großen Namen Gottes, dieß Versprechen zu erfüllen, und ich öffne dir dann sogleich das Siegel.“

Da sprach der Genius: „Ich schwöre dir bei dem großen Namen des lebendigen Gottes, dir ein Mittel zu zeigen, durch welches du leicht zu großen Reichthümern gelangen kannst.“

Nun nahm der Fischer alsbald den Deckel mit dem Siegel Salomos weg, und kaum war das Gefäß offen, so stieg auch wieder der Rauch aus demselben in die Höhe, und bildete erst eine Nebelwolke, die sich nach und nach wieder in die Gestalt des riesengroßen Genius zusammenzog. Sobald er aber da stand, gab er dem Gefäße einen Tritt mit dem Fuße, daß es in's Meer fuhr. Der Fischer erschrack sehr, und fürchtete, er würde nicht Wort halten, und ihn dennoch um's Leben bringen. Darum flehte er ihn inständig um Gnade an.

„Nein, Fischer,“ sprach der Genius lä-

chelnd, „sei ohne Sorgen; ich habe bei einem Namen geschworen, den ich nicht zur Unwahrheit mißbrauchen darf. Nimm dein Netz, und folge mir.“ Mit diesen Worten gieng er weg, und der Fischer folgte ihm mit einigem Vertrauen, aber doch auch nicht ganz ohne Mißtrauen, und trug ihm sein Netz nach. — Sie giengen an der Stadt, wo der Fischer wohnte, vorbei, und kamen über einen hohen Berg durch eine große Ebene endlich zu einem Teiche, der von vier Hügeln umschlossen war.

„Hier wirf dein Netz aus!“ sagte der Genius. „Hier ziehe ich's gewiß nicht leer heraus,“ antwortete der Fischer, „denn der See wimmelt ja von Fischen. — Aber diese Fische sind ja alle farbig. Da sind ja weiße, rothe, blaue und gelbe Fische.“ Der Genius nickte blos mit dem Kopfe, und antwortete ihm nicht. Er aber warf zugleich sein Netz aus, und als er es herauszog, wunderte er sich, daß er von der großen Menge nur vier gefangen hatte, einen weißen, einen rothen, einen blauen und einen gelben. Indem er sie mit Wohlgefallen betrachtete, sprach er bei sich: „Solche Fische sind selten, die werden gut bezahlt werden.“

„Nimm sie,“ sprach der Genius, „und bringe sie sogleich deinem Sultan. Du wirst mehr Geld dafür bekommen, als du je in deinem ganzen Leben beisammen hattest. Du darfst auch wieder hieher gehen, um in dem Teiche zu fischen, aber hüte dich, daß du ja nie an einem Tage zweimal kommst. Ich wollte dir's nicht

rathen." Als er diese Worte gesprochen, stampf- te er mit dem Fuße auf die Erde. Da ent- stand ein Getöse, wie ein heftiger naher Don- nerschlag: die Erde öffnete einen weiten Spalt, in welchem er verschwand. Hierauf schloß sie sich sogleich wieder, und das Gras wuchs wie- der darüber her, wie zuvor.

Der Fischer eilte mit seinem Fange in die Stadt zurück, und brachte die farbigen Fische seinem Sultan in den Palast. Der Sultan be- trachtete sie mit großem Erstaunen und Wohl- gefallen. Endlich sprach er: „Diese seltenen Fische müssen gewiß auch vortrefflich schmecken. Man soll sie mir sogleich von meiner geschickte- sten Köchin bereiten lassen." Der Großwessir mußte sie selbst in die Küche tragen. Der Fi- scher aber erhielt für jeden der vier Fische hun- dert neue Goldstücke zur Belohnung. So viel Geld hatte er noch nie beisammen gehabt. Dank- bar erinnerte er sich dabei an den Genius, eilte höchst vergnügt damit nach Hause, und wandte sie zum Besten seines Haushaltes an.

---

2. Die seltsamen Fische aus dem Wundersee.

Die Köchin des Sultans hatte sich von dem Küchenjungen ein Feuer auf dem Herde anma- chen lassen, und stellte eine Pfanne darüber, um die farbigen Fische für den Sultan zu backen. Als sie ihr auf der einen Seite gar zu

seyn schienen, wollte sie dieselben umwenden, um sie auch auf der andern Seite zu backen. Aber kaum hatte sie einen in dem Fette herumgewendet, so that sich die rusige Mauer hinter dem Herde aus einander, und eine Frau von wunderbarer Schönheit trat hervor. Ihr Gewand war von dem glänzendsten weißen Atlas, und um den Saum waren feine Blumen eingewirkt, ihr schöner Kopf war von dunkeln Locken umwallt, und ihre Haare waren mit Perlenschnüren durchflochten, in den Ohren trug sie reiche Ohrgehänge, und um den Hals etliche Schnüre von den größten Perlen; ihre schön gerundeten Arme waren von goldenen Armbändern umfangen, in welchen eine Reihe großer Smaragde glänzten, ihre Gestalt war von hohem königlichem Anstande, und in der Hand trug sie ein Schilfrohr.

Die Köchin ward bei ihrem Anblicke starr vor Erstaunen, und ließ ihre Fischgabel aus der Hand fallen. Aber die königliche Frau trat einen Schritt näher an den Herd, schlug mit ihrem Schilfrohr in die Pfanne, und fragte dabei mit drohender Stimme: „Fische, Fische, thut ihr eure Schuldigkeit?" Sie wartete einen Augenblick, als sollten ihr die Fische antworten. Da diese nichts sagten, schlug sie noch einmal mit ihrem Schilfrohre in die Pfanne auf die Fische, und fragte wieder: „Ihr Fische, thut ihr eure Pflicht?"

Da richteten zumal die Fische ihre Häupter in der Pfanne in die Höhe und antworteten:

„Wir alle unterlassen's nicht:
Den Mahomed die weißen ehren;
Die blauen sich zu Christo kehren;
Jehova heißt der gelben Gott.
Gott Abrahams, Herr Zebaoth; !
Die rothen beten noch zum Feuer, —
Doch keiner ehrt dein Ungeheuer."

Kaum hatten aber die Fische diese Worte gesagt, so faßte die königliche Frau die Pfanne beim Stiel und wandte sie um, daß das Fett und die Fische in's Feuer fielen, und alles verbrannte. Hierauf verschwand sie wieder durch den Spalt in der Mauer, und die Mauer schloß sich wieder zu.

Die Köchin hatte mit Schrecken zugesehen, wie die Fische in das Feuer gefallen waren. Sie zog sie gleich aus den Kohlen hervor; allein sie waren schon ganz verbrannt. Da setzte sie sich traurig in die Ecke, und weinte und klagte: „Ach, warum muß mir das geschehen? ich kann dem Sultan nun keine solche Fische wieder verschaffen, und wenn ich ihm sagte, wie sie in's Feuer kamen, so wird er es nicht glauben, und wird mich um's Leben bringen lassen in seinem Zorne."

Indem sie so weinte und klagte, trat der Großwessir in die Küche und sprach: „Wo bleiben denn die farbigen Fische des Sultans? Er wartet mit Ungeduld auf sie." Als sie ihm aber mit Bitten und Thränen erzählte, was ihr mit den Fischen begegnet war, erstaunte er sehr. Doch getraute er sich nicht, dem Sultan zu sagen, daß die Fische verbrannt seien. Er ent-

entschuldigte die Köchin und sagte ihm, solche Fische müssen immer erst eine Nacht in süßer Milch stehen, wenn sie recht schmackhaft gebacken werden sollen, die Köchin könnte sie also erst morgen liefern.

Mit dieser Nachricht begnügte sich der Sultan. Der Großwessir ließ aber sogleich den Fischer rufen, und befahl ihm, auf der Stelle noch vier solche farbige Fische zu liefern.

„Ja," sagte der Fischer, „solche Fische fängt man nicht in jedem Wasser. Ich muß sehr weit gehen, um an den See zu kommen, in welchem man die farbigen Fische findet. Vor morgen früh kann ich nichts versprechen." Der Fischer sprach aber so, weil er sich an die Warnung des Genius erinnerte, der ihm gerathen hatte, nie mehr als einmal des Tages in dem See zu fischen.

Der Großwessir war zufrieden, als er ihm versprach, er wolle am nächsten Morgen sehr früh schon vier farbige Fische bringen, und entließ ihn. Aber der Fischer stand schon vor Sonnenaufgang an dem See, und tauchte sein Netz ein; und als er es herauszog, befanden sich wieder vier farbige Fische darin, ein weißer, blauer, gelber und rother. Als er sie dem Großwessir brachte, trug sie dieser wieder selbst in die Küche, und gebot der Köchin, sie sollte sie sogleich in seiner Gegenwart bereiten. Zur Vorsorge verschloß er die Thür, denn er hatte immer noch einiges Mißtrauen, und konnte nicht glauben, daß die königliche Frau durch

die Mauer gekommen wäre. Er glaubte, es sei vielleicht Jemand durch die Küchenthür zu ihr herein gekommen, und habe ihr die Fische in's Feuer geworfen, um sie bei dem Sultan in Ungnade zu bringen

Als die Fische nun aber in der Pfanne lagen und auf einer Seite gebraten waren, nahm die Köchin die Fischgabel, und wandte einen herum. Indem sie aber den zweiten umwenden wollte, that sie einen Schrei und ließ die Fischgabel wieder aus der Hand fallen, denn die Mauer hatte sich wieder auseinander gethan, und die königliche Frau trat hindurch und gieng zum Herde, und schlug mit ihrem Schilfrohre auf die Fische in der Pfanne und fragte dabei: „Ihr Fische, thut ihr eure Pflicht?"

Und die Fische erhoben wieder ihre Häupter empor und sagten:

„Wir unterlassen's alle nicht:
Den Mahomed die weißen ehren;
Die blauen sich zu Christo kehren;
Jehova heißt der gelben Gott,
Gott Abrahams, Herr Zebaoth;
Die rothen beten noch zum Feuer, —
Doch keiner ehrt dein Ungeheuer."

Aber kaum hatten sie diese Worte gesprochen, so hatte die königliche Frau die Pfanne auch schon wieder bei dem Stiele ergriffen, und leerte Fett und Fische in die Gluth des Feuers, das hoch davon aufloderte. Hierauf verschwand sie wieder durch den Spalt der Küchenmauer, und die Mauer schloß sich wieder fest zu, daß keine Spur mehr davon zu sehen war.

Der Großwessir konnte sich kaum von seinem Erstaunen über diese Erscheinung erholen. Er eilte sogleich zum Sultan und erzählte ihm den wunderbaren Vorfall. „Ich wäre doch begierig, dieß Wunder auch zu sehen," sprach der Sultan, und ließ sogleich den Fischer rufen.

„Höre, Fischer," sprach er zu ihm, „du hast mir wunderbare Fische gebracht. Kannst du mir noch einmal vier von der nämlichen Art bringen, so sollst du wieder gut belohnt werden."

Der Fischer antwortete, „solche Fische sind selten; indessen wolle er sehen, daß er in einigen Tagen noch vier von derselben Art liefern könne." Er gieng aber gleich am folgenden Morgen hinaus, und auf den ersten Zug hatte er wieder vier Fische von verschiedenen Farben, wie die frühern. Er brachte sie dem Sultan, der sehr erfreut darüber war, und ihm wieder vierhundert Goldstücke dafür zahlen ließ.

Kaum war der Fischer fort, so ließ der Sultan ein großes Kohlenbecken mit einer Bratpfanne in sein Kabinet bringen, und schloß sich mit seinem Großwessir darin ein. Der Großwessir mußte nun die Fische backen. Aber kaum hatte er einen umgekehrt, um ihn auch auf der andern Seite zu backen, so that sich die Wand des Kabinets auseinander, und durch den Spalt trat ein unmäßig großer und dicker schwarzbrauner Bursche herein. Sein schwarzer Schädel war ganz ohne Haare; seine Augen lagen ihm weit zu dem Kopfe heraus; sein Maul stand ihm weit über die stumpfe Nase hinaus, und

glich völlig dem Maule eines Frosches; sein Bauch war sehr dick und hing ihm schlaff herunter; seine Arme und Beine aber waren dünn, und die Finger an seinen Händen und die Zehen seiner Füße hatten eine ungewöhnliche Länge. Er trug übrigens einen Sclavenkittel, gieng barfuß, und hielt einen dicken grünen Prügel in der Faust. Dem Sultan und dem Großwessir ward sehr bange bei diesem Anblicke. Der Schwarze that aber als wären sie gar nicht zugegen. Er trat zu der Pfanne, berührte einen der Fische mit seinem Prügel, und sprach mit heiserer, gurgelnder Stimme:

„Fisch, Fisch! Menschenfisch!
Frisch, frisch! bekehrt euch frisch!
Mich wollt erkennen,
Schad! müßt sonst brennen!“

Die Fische erhoben aber ihre Häupter und riefen zusammen:

„Viel lieber brennen,
Im glühenden Feuer,
Als dich erkennen,
Du Ungeheuer!“

Sie hatten kaum diese Worte ausgesprochen, so faßte er die Pfanne und leerte die Fische aus in die Kohlen, und verschwand wie er gekommen war. Aber die Mauer des Kabinets schloß sich wieder fest zu.

Die Fische waren verbrannt, ehe der Sultan sich von seinem Erstaunen erholt hatte. „Was ist das?“ fragte er mit starrem Blicke. „Das ist ein fürchterlicher Kerl,“ rief der Groß-

wessir. „Der hat gar keine Lebensart, kommt unangemeldet zur Mauer herein mit seinem Prügel und plaudert mir nichts dir nichts mit Geschöpfen, die der liebe Gott doch einmal stumm erschaffen hat. Das Sprichwort: stumm, wie ein Fisch! wird ja da zu Schanden."

„Höre, Großwessir," sagte der Sultan, „ich vermuthe, daß hinter diesem Ereigniß ein großes wunderbares Geheimniß verborgen ist, und das will ich ergründen." Der Großwessir rieth ihm ab, und warnte ihn vor den Gefahren, in die er sich stürzen könnte. Es half aber keine Widerrede. Er mußte sogleich den Fischer herbeirufen lassen, und der Sultan erkundigte sich bei ihm nach dem Gewässer, in welchem er die Fische gefangen habe.

„Herr," sprach der Fischer, „dort, jenseits des Berges ist eine Ebene. Wenn man eine Strecke in derselben fortgeht, so kommt man an einen Teich, der von vier Hügeln umschlossen ist. Das Wasser des Teichs ist ganz klar und durchsichtig bis auf den Grund, und wimmelt von lauter solchen farbigen Fischen."

Den Sultan befremdete diese Rede. „Kennst du diesen See?" fragte er den Großwessir. Dieser behauptete aber, er habe nie davon reden hören, noch selbst etwas davon gesehen. „Ich bin doch schon sechzig Jahre alt, und seit meinen Knabenjahren oft über jenen Berg gekommen, wenn ich mit meinen Freunden auf der Jagd herumzog," setzte er hinzu, „aber niemals habe ich eine Ebene hinter dem Berg

angetroffen, oder gar einen See. Ein steiler, waldiger Berg wechselte mit dem andern, und so weit man von den höchsten Gipfeln sehen konnte, sah man nichts als wieder Waldgipfel."

Da wandte sich der Sultan wieder zu dem Fischer mit der Frage, seit wann er diesen See kenne. „Herr," antwortete der Fischer, „unser einer hält sich an sein Element, der Fischer muß in's Wasser. Darum war ich in meinem ganzen Leben noch nie auf die Berge gekommen, bis mich der Zufall vor einigen Tagen dahin führte. Wie es vorher dort aussah, kann ich Euch darum auch nicht berichten."

Der Sultan ward durch diese Nachricht nur noch neugieriger. Er befahl sogleich allen seinen nächsten Dienern, ihn noch desselben Tages auf eine Reise zu begleiten. Sie stiegen alle zu Pferde, der Fischer gieng als Wegweiser voraus, hinter ihm ritt der Sultan und der Großwessir, nach ihnen folgten die Großen seines Hof's, und zuletzt kamen Sclaven mit Lebensmitteln und Zelttüchern, mit Polstern und Teppichen.

Sie gelangten auf die Höhe des Berges, und während sie hier die Rosse ein wenig ausschnaufen ließen, zeigte ihnen der Fischer schon die vier Hügel, welche den See umschloßen. Drei Stunden nach ihrem Ausritte hielten sie schon an dem Rande des See's. Sie betrachteten den klaren See, sie sahen die farbigen Fische darin, und alle waren von gleichem Staunen ergriffen.

Unterdessen hatten die Sclaven für den

Sultan ein prächtiges Zelt aufgeschlagen, und rings umher mehrere kleine Zelten für seine Begleitung. Die Sonne war untergegangen, und ein kühler Abendthau nöthigte sie, in den Zelten Schutz zu suchen. Da saß der Sultan auf seinem Polster in seinem Zelte, und ihm gegenüber sein Großwessir. Beide waren in tiefes Nachdenken versunken. Auf einmal richtete sich der Sultan aber auf und sprach: „Ich will dir etwas vertrauen, Großwessir! aber du mußt mir heilig versprechen, pünktlich nach meinem Willen zu thun.“ Der Großwessir gelobte es mit einem Eide. „Die Begebenheit mit dem riesengroßen schwarzbraunen Kerl,“ fuhr der Sultan fort, „die plötzliche Erscheinung des See's in der Nähe meiner Hauptstadt, die farbigen Fische und ihre unerhörten Reden verführen mich, daß hier ein Zauber verübt wurde. Und ich bin entschlossen, zu versuchen, ob ich diesen Zauber nicht lösen kann; wenigstens muß ich seinen Zusammenhang ergründen.“

Der Großwessir wollte ihm Einwendungen machen, allein er sprach: „Du hast mir dein Wort gegeben, und ich verlange strenge Befolgung meines Befehls. Ich verlasse diese Nacht mein Zelt, und kehre nicht wieder zurück, ehe ich dieses Geheimniß entdeckt oder den Zauber gelöset habe. Die ersten Stunden mußt du meine Dienerschaft morgen mit dem Vorwande hinhalten, ich sei krank. Komme ich nach dem nächsten Abende nicht zurück, so ordne alles in meinem Reiche so an, wie es das Be-

dürfniß meines Volks erfordert. Ich überlasse dir's als heilige Pflicht.“ Er übergab dem Großwessir hierauf seinen Siegelring, und wollte ihn entlassen. Der alte Mann stand unbeweglich, und die Thränen rollten ihm über seine Wangen in den greisen Bart.

„Ei was!“ rief der Sultan, als er dieß bemerkte, „ich reise ja nicht in die ferne Welt! Und wenn es auch wäre, so habe ich kein Weib und keine Kinder, die ich verlasse.“

„Aber ein gutes Volk verlaßt Ihr,“ schluchzte der Großwessir. „Das gute Volk weiß ich in guten Händen!“ antwortete der Sultan, und schloß den treuen Diener mit Rührung in seine Arme, küßte ihn, wie einen geliebten Bruder und schob ihn zum Zelte hinaus.

Die Sterne leuchteten schon lange am dunkeln Nachthimmel, und die Sichel des abnehmenden Mondes trat eben hinter einem der vier Hügel hervor, als der Sultan stille aus seinem Zelte schlich. Er hatte sich zu einer Fußreise leicht gekleidet, und zu seiner Sicherheit einen Säbel mitgenommen. So erstieg er einen der vier Hügel, welche den See umfloßen, und verschwand, jenseits hinabsteigend.

Am andern Morgen kamen die Diener des Sultans, um nach seinen Befehlen zu fragen. Da trat ihnen aber der Großwessir entgegen, und wies sie mit den Worten ab, der Sultan wäre unpäßlich und wünschte noch einige Stunden zu ruhen. So wies er sie mehrmals ab, und brauchte bald diesen bald jenen Vorwand,

indem er jede Stunde auf die Rückkunft des Sultans hoffte. Als aber der Abend herannahete, ohne daß sich seine Hoffnung erfüllt hatte, machte er die Abreise des Sultans und sein Vorhaben bekannt, und zeigte den Siegelring desselben zur Beglaubigung seiner Aussage. Er ließ die Zelte abbrechen, und kehrte mit dem ganzen Gefolge wieder nach der Stadt zurück.

---

3. Der Palast von schwarzem Marmor.

Der Sultan war in jener Nacht über zwei von den vier Hügeln gestiegen, und gelangte jenseits in eine große Ebene. Der Mond beleuchtete ihm seinen Weg, und er gieng in der Nachtkühle unermüdet weiter. Am Morgen stand er vor der Pforte eines prächtigen Schlosses, das von schwarzem geglätteten Marmor erbaut war. Das Dach war mit feinen Stahlplatten gedeckt, und die aufgehende Sonne spiegelte sich darauf. Einer der beiden Thorflügel stand offen. Er klopfte dennoch an, es kam aber Niemand, er klopfte zum zweiten Mal stärker, und noch stärker zum dritten Mal, aber kein Mensch ließ sich sehen.

„Soll denn das prächtige Schloß ganz unbewohnt stehen?“ fragte er bei sich und trat in den geräumigen Hof, der mit Prophyr gepflastert war. Er gieng in die Halle und rief, und rief wieder, und rief zum dritten Male,

aber Niemand war, der ihm antwortete. Er trat einige Stufen hinan, und kam in eine Reihe der prächtigsten Zimmer, der Fußboden war mit seidenen Teppichen belegt, die Polster und Ruhebetten waren mit reichen Stoffen, wie sie in Mekka verfertigt werden, überzogen, und die Vorhänge bestanden aus köstlichen indischen Geweben, und waren mit goldenen und silbernen Franzen und Borten geschmückt. In einem der Säle war ein prächtiger Brunnen. Vier Löwen von gediegenem Golde standen in der Mitte, und jeder war nach einer andern Ecke des Saales gerichtet. Auf ihren Rücken trugen sie aber gemeinschaftlich ein großes, schön gearbeitetes Becken aus Silber, das war gestaltet wie eine aufgeschlossene Rose. Die Löwen standen aber mit emporgerichteten Häuptern, und spieen einen Wasserstrahl in die Höhe. Beim Herunterfallen war es aber kein Wasser mehr, sondern Perlen und Diamanten fielen in das Becken. Auch aus der Mitte des Beckens stieg ein Strahl empor, und erreichte beinahe die hohe Decke des Saales, die ein mit Arabesken verziertes Gewölbe bildete.

Der Sultan blickte auch zu den Fenstern hinaus, und sah in einen prächtigen Garten, voll der schönsten Blumenbeete, blühender Sträucher, kühler Baumgänge, Springbrunnen, Fischteiche, Wasserfälle, Lauben und anderer anmuthiger Anlagen. In den Bäumen und Büschen ertönte der Gesang einer zahllosen Menge der lieblichsten Singvögel. Und damit sie nicht

fortflogen, war über den ganzen Garten ein Netz von feinem Drathe gespannt.

Lange Zeit ergötzte sich der Sultan an den wundervollen Kostbarkeiten. Endlich ward er müde und setzte sich in einem Kabinet auf ein Polster und blickte durch das Fenster in die Gegend hinaus. Er saß aber nicht lange, so hörte er plötzlich ein großes Jammergeschrei. Er horchte auf und vernahm darauf ein sehr klägliches Gewimmer. Dazwischen verstand er deutlich die Worte: „Grausames Schicksal! warum hast du mein kurzes Glück so schnell in dieses Elend umgewandelt? Befreie mich von meinen Leiden doch durch schnellen Tod! Wie ist es möglich, daß ich so noch lebe? Wie war es möglich, alle die Qualen zu ertragen, die ich so lange schon erdulden muß!"

Das war der erste menschliche Laut, den der Sultan in dem Schlosse hörte. Diese Klagen rührten ihn. Er stand auf, und gieng nach der Seite hin, wo die Klage hergedrungen war. Er öffnete den Vorhang und trat durch die Thür in einen sehr geräumigen Saal. Da saß aber ein sehr schön gebildeter junger Mensch in einen reichen Königsmantel gekleidet auf einem goldenen Throne. Aber seinem Gesichte waren die Züge eines schweren Leidens und tiefsten Kummers eingeprägt. Er hatte die Hände über die Brust in einander gefaltet und die Augen in die Höhe gerichtet.

Als er den Sultan bemerkte, grüßte ihn dieser ehrerbietig, und er erwiederte den Gruß,

indem er das Haupt sehr tief neigte. Aber er blieb auf seinem Throne sitzen. Indessen entschuldigte er sich und sprach: „Glaubt nicht, edler Fremdling, daß ich nicht wüßte, was sich schickt, weil ich Euch sitzend empfange. Allein mich nöthigt hierzu eine sehr wichtige Ursache, um welcher willen Ihr mir nicht zürnen, wohl aber mich beklagen werdet.“

Der Sultan entschuldigte sich dagegen, weil er unangemeldet zu ihm herein getreten war, und sagte ihm, daß nur der Wunsch, einem Leidenden zu helfen, ihn auf seine Klagen hereingeführt habe. Nachdem sie so noch einige Reden gewechselt hatten, fragte der Sultan, ob er ihm nicht die Geschichte mit dem Wundersee zu erzählen wüßte. „Ja wohl,“ antwortete der junge Mann auf dem Throne. „Diese Geschichte kann Euch Niemand so gut erzählen, als ich.“ Er bat ihn hierauf, sich auf ein Polster bei ihm niederzusetzen, und erzählte ihm folgende Geschichte.

---

4. Der junge König der schwarzen Inseln.

Weit von hier im stillen Meere lagen vor wenigen Monden noch vier schöne Inseln. Von jeder dieser Inseln erstreckte sich eine ziemlich breite Landzunge in das zwischen ihnen befindliche Meer, und diese Landzungen berührten sich alle in der Mitte, so daß die vier Inseln dadurch zu einer einzigen verbunden waren. Und

mitten auf der Stelle, wo die Landzungen sich berührten, lag die Hauptstadt des Reiches. Der Boden des Landes war sehr ergiebig und fruchtbar, denn er bestand aus einer sehr schwarzen und fetten Erde. Daher ward jenes Reich auch nur das Reich der schwarzen Inseln genannt. — Nun bekannten sich aber die Einwohner jenes Reiches zu vier verschiedenen Religionen. Ein Theil verehrte Mahomed als den höchsten Propheten Gottes, ein anderer Theil verehrte Christus als den Sohn Gottes, der dritte Theil richtete sich nach den Vorschriften, die Moses dem israelitischen Volke gab, und der vierte Theil betete noch das Feuer an. Dem Könige stand es frei, sich zu einer dieser vier Religionen zu bekennen; aber wollte er sich zu einer andern bekennen, so ward er nach einem alten Gesetze jenes Reiches von seinem Volke abgesetzt, und aus dem Reiche verbannt.

Nun trug es sich zu, daß ein junger König an die Regierung kam, der ein Muselmann war. Er heirathete eine Jungfrau von ausnehmender Schönheit. Sie war die Tochter einer Königin von einer naheliegenden Heideninsel. Mit dieser lebte er sehr glücklich, und da sie ihm unermeßliche Reichthümer zugebracht hatte, erhob er seine Hauptstadt durch viele prächtige Gebäude zu der schönsten Stadt der Welt, ohne seine Unterthanen durch größere Abgaben zu drücken. Darum war er geliebt von ihnen, und vielleicht der glücklichste Regent auf der Erde. Erst nachdem er fünf Jahre glück-

lich mit seiner Gemahlin gelebt hatte, bemerkte er, daß sie ihn viel gleichgültiger behandelte, als vorher, und oft sah er sie den ganzen Tag nicht bis Abends beim Schlafengehen. Aber auch da sprach sie wenig mit ihm.

Da geschah es, daß er an einem heißen Mittage ruhete, und zwei Dienerinnen seiner Gemahlin saßen neben seinem Ruhebette zu beiden Seiten, um ihm die Fliegen zu verscheuchen. Da er die Augen geschlossen hatte, glaubten diese, er schlafe, und sprachen leise miteinander. Die eine sprach mitleidig: „Er dauert mich sehr, der gute Herr, daß er in so schlimmen Händen ist!“ Die andere antwortete: „Er ist ja glücklich in allen Stücken. Warum willst du ihn bedauern?“ „Weißt du denn nicht,“ sprach die erste, „daß seine Gemahlin eine Froschanbeterin und große Zauberin ist?“ „Eine Froschanbeterin?“ fragte die andere. „Ja, ja,“ versetzte sie. Sie hat sich bisher verstellt vor ihm, und mischt ihm jeden Abend ein Paar Tropfen Saft unter seinen Trank, der ihn so schnell und fest einschlafen macht, daß er gar nicht zu wecken ist. Dann steht sie wieder auf aus ihrem Bette und geht in den Garten, wo der Froschkönig aus dem Teiche hervorkommt. Den betet sie an, und bringt ihm ein Opfer von allerlei garstigem Ungeziefer, das sie aus der Erde scharrt. Dann führt sie der Froschkönig in den dunkeln Baumgarten auf und nieder, und sie sprechen davon, wie sie nach und nach die Bewohner des ganzen Reiches zu Froschanbetern

machen wollen. Aber der gute König müsse zuerst ein Froschanbeter werden, verlangt der Froschkönig. Sie will ihn deßwegen nächstens auf etliche Tage in einen Frosch verwandeln. Wenn sie alle Menschen dieses Reichs zu Froschanbetern gemacht hat, dann will ihr der Froschkönig ein Ei von der Froschkönigin geben; wenn sie das habe, und morgens früh nüchtern verschlucke, dann würde sie noch zweitausend Jahre Kraft haben, sich als die schönste Frau auf der ganzen Erde zu erhalten. — Ich habe ihr Gespräch mit dem Froschkönig selbst vorgestern in der Nacht mit angehört!" setzte sie noch hinzu.

Der König der schwarzen Inseln erschrack bei dieser Erzählung, da er aber alles wissen wollte, hielt er sich ruhig, und stellte sich erst, als die Erzählung geendigt hatte, als wache er auf.

Am Abend reichte ihm seine Gemahlin, wie gewöhnlich, eine Schaale mit Wasser. Er that als trinke er, schüttete aber das Wasser, ohne daß sie es merkte, zum Fenster hinaus, legte sich nieder und stellte sich bald, als schlafe er sehr fest. Da stand seine Gemahlin wieder stille auf aus ihrem Bette, kleidete sich schnell an, und gieng aus dem Schlafzimmer. Kaum war sie aber weggegangen, so stand er auch auf, hängte schnell ein weites Gewand um, und folgte ihr gegen den Garten. Die Thüren, durch welche sie gieng, thaten sich alle auf, wenn sie nur ein Wort in einer unbekannten Sprache murmelte. Unter der Gartenthür blieb er stehen,

denn man konnte von dort aus einen großen Theil des Teiches übersehen. Sie trat an's Ufer und schöpfte eine Handvoll Wasser, sprach dreimal: „Breckekekecks, koax! koax!" und das Wasser des Teiches rauschte auf, und hervor kam ein Frosch von ungeheurer Größe, größer und dicker, als der größte Mensch. Er gieng aufrecht, wie ein Mensch, hatte einen Kittel um die Schultern, war ganz schwarzbraun, und trug einen grünen Stock in der Hand.

Sie warf sich vor ihm auf die Erde nieder, verehrte und betete ihn an. Dann richtete sie sich auf, und scharrte in dem sumpfigen Ufer mit ihren Händen, und zog allerlei häßliches Gewürm heraus. Als der Froschkönig das sah, hockte er sich auf seine Hinterbeine, und sperrte sein großes Maul weit auf, und sie steckte ihm die Würmer hinein. Diese Speise schien ihm sehr zu behagen, denn er patschte sich bei jedem Bissen mit der einen Hand auf seinen weiten Wanst, und verzog sein Maul bei jedem Schlucke zu einem abscheulichen Lächeln.

Nachdem sie ihn so eine Zeitlang gefüttert hatte, richtete er sich auf, uud bot ihr den Arm, und führte sie nach der Seite des Gartens, wo der dunkle Baumgarten war. Der König schlich nach, und versteckte sich hinter einem dicken Baumstamme. Hier hörte er nun ihr Gespräch mit an. Der Froschkönig sprach mit heiserer, gurgelnder Stimme: „Noch nicht! noch nicht! Nicht geben das Ei! erst müssen beten! Froschkönig Gott seyn! Ach, viel fressen! Erst

Mann

Mann anbeten mich, dann Volk, alles, alles, dann Froschkönigin Ei haben!"

Der König konnte sich aber kaum mehr halten vor Wuth bei diesem Gespräche. Als sie im Auf- und Abgehen nahe an seinen Baum kamen, führte er mit seinem Säbel einen so kräftigen Hieb auf den Froschkönig, daß er ihm von hinten den Rückgrat quer über spaltete, und der Säbel noch bis in die Hälfte des Bauches eindrang. Darauf lief er sehr eilig nach seinem Schlafgemache zurück, und legte sich zu Bette. Er schlief bald ein, und als er am Morgen erwachte, lag die Königin auch in ihrem Bette und schlief noch während er sich ankleidete und weggieng, sein Morgengebet zu verrichten.

Als er gegen Mittag aus der Versammlung seines Rathes kam, trat sie ihm im Saale in tiefer Trauer, ganz schwarz gekleidet, entgegen, und bat ihn, er möge ihr diese Trauer nicht übel nehmen, sie habe diese Nacht drei sehr traurige Botschaften erhalten: ihre Mutter, die Königin der Heideninsel sei vor Schrecken gestorben, ihr Vater sei in einer Schlacht geblieben, und ihr ältester Bruder wäre auf der Jagd vom Felsen gestürzt.

Der König war froh, daß sie einen solchen Vorwand nahm, um ihre Traurigkeit wegen des Froschkönigs zu verbergen, denn er sah daraus, daß sie wenigstens nicht wußte, daß er es war, der ihm den Hieb versetzt hatte.

Ein ganzes Jahr brachte sie mit Weinen

und Wehklagen zu, ohne daß der König erfahren konnte, ob er den Froschkönig getödtet oder blos verwundet habe. Nun kam sie aber und bat ihn, er möchte ihr erlauben, daß sie sich in dem Garten einen Begräbnißpalast erbauen lasse. Sie wollte ihr ganzes Leben dann täglich mehrere Stunden in demselben zubringen, weil sie keine Freude mehr auf der Welt genießen könne. Der König erlaubte ihr das, und sie ließ in dem kühlen Baumgange, wo der Froschkönig den Hieb erhalten hatte, einen prächtigen Palast erbauen, der außen herum gar keine Fenster hatte, sondern sein Licht oben durch die Kuppel erhielt. Rings herum pflanzte sie Trauerweiden, daß er bald ganz davon bedeckt wurde, denn sie wuchsen zur Verwunderung aller Menschen in wenigen Tagen zu einer solchen Höhe, daß nur die Kuppel des Palastes noch sichtbar war.

Nun brachte sie die größte Zeit des Tages in dem neuen Palaste zu. Sie nannte ihn den Thränenpalast, und gab vor, dort könnte sie ihren Thränen um ihre Mutter, ihren Vater und ihren Bruder am ungestörtesten Lauf lassen. Eines Tages aber trieb die Neugier den König der schwarzen Inseln, ihr nachzuschleichen und zu sehen, womit sie sich die Zeit in dem Thränenpalast verkürze. Er fand zwischen dem Gesträuche ein kleines Thürchen offen, und schlich sich hinein, durch die dunkeln Gänge hindurch, und kam endlich in den Hauptsaal, der rund war, und dessen Decke von acht und

vierzig Säulen getragen wurde. Die Säulen waren aber alle von dem hellgrünen Steine, der Chrysopras heißt, und waren wie hohe Schilfhalme gebildet. Zwischen den Säulen waren von dem Edelstein Smaragd die großen grünen Blätter der weißen Seerose nachgebildet, aber so groß, daß sie zu bequemen Sitzen dienen konnten, und auf ihnen lagen die riesengroßen Seeblumen von dem feinsten weißen Alabaster, und die Staubfäden derselben waren von gediegenem Golde. Das Dach bestand aus einem einzigen Stücke des durchsichtigen Frauenglases. Der Boden des Saales war mit allerlei kleinen Muscheln gepflastert, und in der Mitte stand eine sehr große Muschel als eine Bettstätte. Diese war voller Meerlinsen, und in denselben hatte sich der Froschkönig ganz eingewühlt, daß nur noch sein Kopf heraussah, der auf dem Rande der großen Muschel auflag. Zur Seite dieses Muschelbettes kniete die Königin. Der König verbarg sich hinter einer sehr großen Seerose, und hörte und sah unbemerkt alles, war vorgieng.

„Ach!" sprach die Königin, „verachtest du mich immer noch, mächtiger Froschkönig? Habe ich dich noch nicht genug verehrt? Habe ich dir noch nicht durch meine Opfer bezeugt, daß ich dich über alle Götter erhebe? Warum redest du gar kein Wort mehr mit mir? Glaubst du vielleicht, ich sei Schuld daran, daß du in jener unseligen Nacht durch das Schwert eines unbekannten Frevlers verwundet wurdest? Habe

ich dir nicht durch meine Künste den Lauf des Blutes gestillt? Habe ich dich nicht durch meine Kenntniß der verborgenen Kräfte der Kräuter geheilt, da du unheilbar verwundet warst? Habe ich dir nicht mit meinen Nägeln im feuchten Moorgrunde ein kühles Bett gegraben, und dich so lange verborgen gehalten, bis dieser Tempel, einer solchen Gottheit würdig, erbaut war? Warum rührst du dich gar nicht? Warum redest du nicht? Soll ich nie das versprochene Ei der Froschkönigin erhalten, das mich zur mächtigsten Zauberin der Erde zu machen vermag? das mir zweitausendjährige Jugend schenkt? das mir die verborgensten Dinge entdeckt, und die Kraft verleiht, der Menschen Gedanken zu sehen in dem verborgensten Winkel ihres Herzens?"

Der Froschkönig schwieg bei diesen Worten, und veränderte keinen Zug seines Gesichtes. Sie sah ihn lange an mit fragendem Blicke. Als sie keine Antwort erhielt, warf sie sich mit dem ganzen Leibe vorwärts auf den Boden, und vergoß viele Thränen, und seufzte viel, und stöhnte lang: „O, wär' ich doch gestorben! wäre mein Gemahl, der König der schwarzen Inseln, doch gestorben! wäre das ganze Reich ausgestorben! wenn nur du noch in deiner vorigen Kraft lebtest, und ich dir dienen könnte, und dir Würmlein graben. Aber du hast nun einige Jahre keine Nahrung mehr zu dir genommen." Sie brach in einen neuen Thränenstrom aus. Dann richtete sie sich wieder auf, und rief: „Nun weiß ich, wie ich dir helfen kann,

daß du dich wieder bewegen lernst, und die Sprache wieder bekommst. Alle Einwohner dieses Reichs sollen dich als ihren Gott verehren, und dich anbeten. Ich will sie durch meine Zaubermittel dazu zwingen, und meinen Gemahl, ihren König, vor allen."

Bei diesen Worten konnte aber der König der schwarzen Inseln sich nicht mehr verborgen halten. Zornig sprang er mit aufgehobenem Säbel gegen seine Gemahlin, und wollte eben den Todesstreich auf sie führen. Da berührte sie ihm den Arm mit einem Schilfblatte, und gelähmt sank der Arm mit dem Säbel nieder.

„Ha!" rief sie, „du Elender! nun hast du mir nur gezeigt, wer der Frevler war, der mir meinen Gott verwundete! Du hast es gethan. Empfange die Strafe meiner Rache, und sei von Stund an halb Marmor und halb Mensch, bis du dich mit deinen Unterthanen dazu verstehst, mit mir den Froschkönig göttlich zu verehren."

Kaum hatte sie das gesagt, so war der König der schwarzen Inseln von den Fußsohlen bis an die Brust herauf in Marmor verwandelt; aber der obere Theil des Leibes blieb wie vorher. Darauf murmelte sie einige Worte, und plötzlich befand er sich auf dem Throne in einem Saale seines Palastes. Dort saß er bis zum Sonnenuntergang. Dann kam seine Gemahlin und sprach: „Deine Hauptstadt und alle Städte deines Reiches habe ich in einen großen See verwandelt, und deine Unterthanen in Fische, die Muhamedaner in weiße, die

Christen in blaue, die Juden in gelbe und die Feueranbeter in rothe Fische. So oft nun von den Fischen gefangen und zugerichtet werden sollen, wird ihnen noch einmal die Frage vorgelegt, ob sie den Froschkönig anbeten wollen, und ihre Pflicht erkennen. Bejahen sie diese Frage, so sind sie gerettet, verneinen sie aber die Frage, so werden sie in's Feuer geworfen, und müssen brennen. Auch dir wird künftig diese Frage vorgelegt, und meine Rache soll dich bald dazu zwingen, den Froschkönig nach meinem Willen zu verehren. Damit aber deine Freunde und alle benachbarten Könige sich deines Zustandes nicht erbarmen können, habe ich dein ganzes Reich in ein weit entferntes Land verlegt, und an die Stelle einer wilden Berggegend gesetzt. Denn es ist mir durch meine Zauberkraft bekannt, daß ein mächtiger König den Muth haben wird, dich zu befreien. Ein Fremder, der dich und dein Land vorher nicht kannte, wird aber hoffentlich auch nichts um dich wagen." Als sie dieses gesprochen, verließ sie den König, ihren Gemahl.

Aber an jedem Morgen kommt sie seitdem mit Sonnenaufgang, und gibt ihm mit einem sehr festen Rohr hundert Streiche auf den entblößten Rücken. Und wenn sie ihn so blutig gehauen, legt sie ihm einen rauhen wollenen Teppich um seine Schultern, und bedeckt ihn mit seinem Königsmantel. Jeden Morgen ist der rauhe Teppich auf den Wunden angeklebt, aber jeden Morgen reißt sie ihn wieder los,

und schlägt ihm die übrigen Wunden mit hundert neuen Steichen wieder auf. Beim Anfang und Ende dieser grausamen Handlung fragt sie ihn immer, ob er sich noch nicht besonnen habe, seine Pflicht zu thun und den Froschkönig göttlich verehren wolle. Er bleibt aber seinem Gott getreu, und erträgt nun schon lange lieber die entsetzlichsten Schmerzen, als daß er Gott und seinen großen Propheten Mahomed verläugnen und ein Froschanbeter werden sollte.

---

5. Tod des Froschkönigs.

Als der junge Mann auf dem goldenen Throne diese Erzählung geendigt hatte, seufzte er tief. Aber der Sultan sprach: „Ich danke Euch herzlich für die Mittheilung dieser Geschichte. Erlaubt mir aber noch eine Frage, Mir will bedünken, Ihr selbst seid jener beklagenswerthe König der schwarzen Inseln.“

„Ja!“ antwortete der junge Mann in dem Königsmantel, „ich bin der Unglückliche selbst,“ und schlug bei diesen Worten seinen Mantel aus einander. Da sah der Sultan, daß seine Füße und sein ganzer Leib von der Brust an aus weißem Marmor bestand.

„Ich beklage Euch von Grund meines Herzens,“ sprach der Sultan. „Aber tröstet Euch! ich habe den Muth, Euch und Eure Unterthanen zu retten; denn ich fühle mich dazu berufen, weil gerade mir in diesen Tagen von den

farbigen Fischen gebracht wurde. „Die Wunder, welche sich damit ereigneten, haben mich hierher geführt, und ich bin entschlossen, alles für Euch zu wagen. Vielleicht bin gerade ich der mächtige König, von welchem Eure Gemahlin sprach, und ohne daß sie es weiß, hat sie Euch mit Eurem Palast: in mein Land versetzt."

Bei diesen Worten erheiterte sich das Gesicht des Königs. Er weinte Freudenthränen schon über die ungewisse Hoffnung seiner Erlösung. Der Sultan beredete sich mit ihm über sein Vorhaben, und blieb die Nacht bei ihm, und schlief endlich auf einem Ruhebette ein.

Gegen den Anbruch des Tages aber weckte ihn der junge König und sprach zu ihm: „Ihr habt gut geschlafen. Ich möchte Euch beinahe um diesen Schlaf beneiden, denn ich kann seit meiner Verwandlung gar nicht mehr schlafen. Es ist mir leid, daß ich Euch wecken muß. Aber nun wird meine grausame Gemahlin gleich kommen, ihre Rache an mir zu üben, und diese Zeit müßt Ihr benützen, wenn Ihr mich retten wollt. Geht jetzt, und verbergt Euch, bis Ihr an meinem Jammergeschrei hört, daß sie bei mir ist; dann eilt in den Garten zu dem Thränenpalast. Gott gebe, daß die Ausführung Eures Vorhabens gelingt!"

Der Sultan gieng hinaus, und verbarg sich an dem Eingange des Gartens. Er war nicht lange dort, so sah er die zauberische Königin vorbeischreiten, und erkannte sie sogleich für dieselbe königliche Frau, die nach seines Groß-

wessirs Erzählung erschienen war, als er die farbigen Fische von der Köchin zurichten ließ.

Als sie in den Palast eingetreten war, suchte er schnell den Thränenpalast im Garten auf. Er fand ihn leicht, denn der König hatte ihm seine Lage genau beschrieben. Glücklich fand er auch die kleine versteckte Thür offen, und kam in den Hauptsaal. Er war noch mit hundert dicken Wachskerzen erleuchtet, und diese gaben im Brennen die feinsten Wohlgerüche von sich. Sie standen aber nicht auf besondern Leuchtern, sondern hierzu dienten die goldenen Staubfäden der alabasternen Seerosen rings umher.

Der Sultan betrachtete nicht lange die Herrlichkeiten des Saales, sondern gieng schnell auf das große Muschelbett zu, und hieb den Froschkönig mit einem Streiche in der Mitte von einander. Den untern Theil trug er sogleich hinaus und warf ihn in einen tiefen Brunnen, den obern Theil legte er aber, wie er vorher gelegen hatte. Er selbst verwühlte sich aber unten in die Meerlinsen und behielt seinen Säbel fest in der Hand.

Nach einiger Zeit kam die Zauberkönigin wieder herein, und schwang ihr Schilfrohr gegen die Kerzen im Kreise herum. Da verlöschten sie alle zumal und verschwanden. Aber der Tag erleuchtete den Saal von oben durch die Kuppel. Hierauf warf sie sich vor dem Muschelbette nieder, und rief: „Willst du denn ewig schweigen? Thue ich dir noch nicht genug? Es steht ja nicht mehr in meiner Macht!“

Da antwortete der Sultan mit verstellter heiserer Stimme, wie der Schwarzbraune redete, der ihm in seinem Kabinete erschien: „Niemand Macht! Gott allein Macht haben!"

Sie glaubte, der Froschkönig rede, und erhob ein Freudengeschrei: „Wie?" sagte sie, „du kannst reden, und hast mich so lange vergeblich flehen lassen?" Der Sultan antwortete mit derselben Stimme: „Du selbst Schuld. Froschkönig schon lang gesund wär, schon lang reden könnt', aber dort König schreit, Froschkönig nicht schlafen kann, darum Froschkönig krank." „Ach!" rief sie, „soll ich darum meinen Gemahl nicht mehr schlagen? soll ich ihn entzaubern?" „Mach's, ja! Thu's, ja!" antwortete der Sultan mit der Stimme des Froschkönigs.

Da gieng sie schnell hinaus und füllte eine Muschelschaale mit Wasser aus dem großen Teiche des Gartens, und eilte damit nach dem Saale zu dem jungen König. Dort murmelte sie etliche Worte über das Wasser. Da brausete es auf, als ob es koche, und so brausend goß sie es über ihren Gemahl und sprach:

„Bist du halb Mensch, halb Stein,
Nach höherm Willen,
So bleibe halber Stein,
Und trag's im Stillen;
Bist du's allein durch Zauberei,
So sei von nun des Zaubers frei."

Kaum hatte sie dieses gesagt, so fühlte der junge König, daß sich das Blut wieder in seinen

Füßen bewegte. Er versuchte es, sie zu gebrauchen, er stand auf und gieng im Saale auf und nieder.

Aber seine Gemahlin war alsbald wieder davon geeilt, und in den Thränenpalast gekommen. „Ich habe nach deinem Willen gethan,“ sprach sie; „bist du nun zufrieden, und wirst du nun auch bald dein Lager verlassen können, daß ich dir im Mondscheine wieder Würmlein grabe?“

Der Sultan antwortete wieder mit verstellter Stimme: „Nicht aufstehn! Nicht Würmlein fressen! Erst mußt noch viel thun du. Wenn Mitternacht kommt, Fischlein im Teich heben auf ihr Haupt, schreien Rache, Rache! daß Froschkönig nicht schlafen kann. D'rum Froschkönig nicht gesund. Laß Fischlein wieder Menschen werden, dann Froschkönig aufstehn kann.“

Als sie das hörte, eilte sie freudig hinaus, und verwandelte sich in einen Raubvogel, und flog an den See der farbigen Fische. Dort nahm sie schnell ihre Gestalt wieder an, schöpfte eine hohle Handvoll Wasser aus dem See, und sprengte es wieder hinein, und sprach:

„Lebensfrische
Fische! — Fische,
Roth und blau, und gelb und weiß,
Seid ihr nur auf mein Geheiß
Solche frische
Farbenfische,
Werdet wieder, was ihr war't,
Menschen mannigfacher Art.
Fische, Menschen, kommt hervor,
Wohnt in Städten, wie zuvor!“

Da zerrann auf einmal das Wasser, unzählige Dächer hoben sich daraus hervor; Häuser und Straßen, Schiffe und Städte liefen aus einander, die Landzungen vereinigten sich wieder, da lag die Hauptstadt wieder an ihrer alten Stelle; die andern Städte lagen wieder zerstreut umher; die vier Hügel bildeten wieder vier Inseln, und alles war wieder von Menschen bewohnt und belebt. Die zauberische Königin eilte aber schnell wieder zu dem Thränenpalast und sprach, gegen das Muschelbette gewendet: „Nun habe ich alles gethan, wie du es verlangtest. Der Ruf der Fische um Mitternacht soll dich nicht mehr in deinem Schlafe stören. Nun komm und stehe auf."

Da antwortete der Sultan wieder mit der Stimme des Froschkönigs: „Komm, komm! helfen dem Froschkönig!" Indem sie sich aber über den Oberleib des Froschkönigs herbog, und damit beschäftigt war, ihn aufzuheben, sprang der Sultan unten aus dem Meerlinsenbett, und hieb ihr mit seinem Säbel, ehe sie sich's versah, den Kopf ab, daß er in das Bett zu dem Froschkönig fiel; ihr Leib aber fiel auf die Erde.

Der Sultan eilte nun sogleich zu dem Thränenpalaste hinaus nach dem Palaste des Königs der schwarzen Inseln. Dieser kam ihm schon auf den Stufen entgegen, und umarmte ihn mit Freudenthränen und mit unerschöpflicher Dankbarkeit.

Sogleich wurden Anstalten zu großen Fest-

lichkeiten gemacht. Vor allen Dingen ward aber der Oberleib des Froschkönigs zu dem andern Theile in den Brunnen geworfen, und dann auch der Kopf und der Leib der zauberischen Königin. Hierauf wurde der Brunnen mit Erde und Steinen ganz ausgefüllt.

Nachdem die Feste mehrere Wochen gedauert hatten, sprach eines Tages der Sultan zu dem Könige der schwarzen Inseln: „Ihr habt mir nun Eure Dankbarkeit hinlänglich bewiesen, und es ist nun Zeit, daß ich mich aufmache und nach meinem Reiche zurückkehre. Darf ich Euch darum bitten, mir ein Schiff zur Heimfahrt auszurüsten? Wollt Ihr aber ja recht gütig seyn, so begleitet mich in mein Reich, damit ich Euch all' die Ehre erwiedere, die ich an Euerm Hofe genoß. Vielleicht gefällt es Euch bei mir. Wollt Ihr bei mir bleiben, so sollt Ihr nach mir den Thron besteigen."

Der König der schwarzen Inseln dankte ihm für sein freundliches Anerbieten. Indessen, sprach er, mache er sich's zur Pflicht, seinen Erretter auf der weiten Reise nach seinem Reiche zu begleiten, um sich zu überzeugen, daß er glücklich nach Hause zurückkehrte. Das Schiff war in wenigen Tagen ausgerüstet und mit allem versehen, was den Reisenden zur Bequemlichkeit dienen konnte. Der junge König stieg mit dem Sultan ein, und sie fuhren mit günstigem Winde ab.

6. Die Heimkehr.

Der Großwessir des Sultans hatte indessen das Reich mit großer Treue verwaltet.

Als der Sultan einige Tage nach seinem Abschiede im Zelte noch nicht zurückgekommen war, sandte er in großer Besorgniß den Fischer mit einigen Boten in die Gegend des Wundersee's; aber diese kamen mit großer Bestürzung zurück und brachten ihm die Nachricht, der See und die vier Hügel und die Ebene sei verschwunden, und es sei nichts zu finden jenseits des hohen Berges, als Wald und waldiges Gebirge. Er wollte dieser Nachricht nicht glauben, und stieg selbst zu Pferde, und ritt in Begleitung mehrerer Herren vom Hofe, die den See selbst gesehen hatten, über den Berg. Aber die Ebene war wirklich verschwunden, der See war nicht mehr zu finden, und statt der vier Hügel erhob eine steile Bergreihe ihren waldigen Gipfel an derselben Stelle.

Traurig kehrte er zurück, und verkündigte dem Volke, daß ihr guter, milder Regent wahrscheinlich auf immer verschwunden sei.

Das Volk trauerte um ihn mit aufrichtiger Trauer, wie um einen verstorbenen Bruder oder Vater, und manche Thräne wurde im Stillen um ihn geweint. Aber auf den Jahrestag seines Verschwindens ward ein allgemeiner Trauertag für das ganze Land verordnet, wenn er bis dahin nicht zurückkehrte.

Das Jahr war verflossen, und er war

nicht zurückgekehrt. Das Trauerfest war gekommen, alle Häuser waren mit schwarzen Tüchern behangen, alle Leute giengen in tiefer Trauer über die Strasse, in den Moscheen wurde gebetet, kein Wagen fuhr über die Strasse, kein Hammerschlag ertönte in der ganzen großen Hauptstadt; alles wurde in der größten Stille verrichtet. Die Väter saßen ruhig in den Häusern, und um sie hatten sich die Kinder versammelt, und hörten zu, wie die Männer von den Wohlthaten erzählten, die ihr Sultan dem ganzen Volke und Einzelnen im Volke erwiesen hatte, und sahen, wie manche Thräne dabei floß.

Da ward es auf einmal lebendig auf den Strassen; man hörte die Leute schneller laufen; es drängten sich immer mehrere hin und her, und es erscholl lauter und lauter einander zu: „Der Sultan kommt, er ist im Haven gelandet.“

Da stürzte sich alles Volk aus den Häusern auf die Strassen, und eilte nach dem Haven, und das lauteste Freudengeschrei erscholl, wo vorhin noch Jeder nur mit halblauter Stimme gesprochen hatte. Die Wenigsten kamen aber bis zu dem Haven. Der Sultan kam ihnen schon in der Stadt mit seinem Freunde, dem Könige der schwarzen Inseln und seinem Gefolge entgegen. Der Großwessir bewillkommte ihn auf der Strasse mit freudiger Rührung.

Nun wurden die schwarzen Tücher bald abgehängt, und mit rothen vertauscht. Ein Freudenfest folgte ungeboten auf das andere, und

was an Pracht und Aufwand fehlte, das ersetzte die Fröhlichkeit des Volkes, das diese Feste unaufgefordert aus lauterer und reiner Herzensfreude über die Wiederkunft ihres Sultans veranstaltete.

Der König der schwarzen Inseln hatte nicht mehr Lust, in sein fernes Reich zurückzukehren, wo er sich überall an seine ausgestandenen Leiden hätte erinnern müssen. Er blieb bei dem Sultan, und unterstützte ihn später in seinem Alter in seinen Sorgen für sein Reich. Als aber der Sultan in einem hohen Alter starb, folgte er ihm in der Regierung nach, und beglückte auch sein Volk, wie es der Sultan beglückt hatte.

Der blinde Baba Abdalla.

In Bagdad lebte ein junger Mann, mit Namen Baba Abdalla. Seine Eltern wären sehr früh gestorben, und hatten ihm einiges Vermögen hinterlassen. Dadurch war er früh sein eigener Herr. Aber er machte es nicht, wie andere junge Leute, die ihr Vermögen verschwenden, sondern hielt es sorgfältig zusammen, und suchte es durch Fleiß zu vermehren. So war er nach und nach in den Stand gesetzt, achtzig Kameele zu halten. Diese vermiethete er an Kaufleute, ließ sie mit ihren Waaren beladen, und führte sie nach den verschiedenen Handelsstädten des Reiches. Dadurch erwarb er sich mit jeder Reise eine bedeutende Summe Geldes.

Einst hatte er auch eine Ladung Waaren nach Balsora gebracht und kehrte von da mit seinen leeren Kameelen zurück. Da er unterwegs in einer einsamen Gegend gute Weide fand, ließ er sie da eine Weile ausruhen und setzte sich unter einen Baum, um sein Mittagsmahl zu halten. Er hatte aber seine Speise kaum ausgepackt, so kam ein Derwisch die Strasse her und setzte sich zu ihm, nachdem sie sich ge-

genseitig begrüßt hatten. Er hörte von dem Derwisch, daß er von Bagdad kam, und nach Balsora gieng. Baba Abdalla erzählte ihm vieles von dieser großen Handelsstadt, aus der er eben zurückkam; sie aßen ihr Mittagsmahl zusammen und sprachen noch von mancherlei gleichgültigen Dingen.

Endlich zeigte der Derwisch nach dem Eingange eines Thales, und sprach ganz gleichgültig: „Eure Kameele mögen schon manche kostbare Last getragen haben, aber dort weiß ich einen verborgenen Schatz, der gewiß mehr werth ist, als alle Schätze zusammen, die sie trugen."

Baba Abdalla war sehr habsüchtig. Kaum hörte er von einem verborgenen Schatze, so erwachte seine Habsucht. Er fiel dem Derwisch um den Hals und beschwor ihn, er möchte ihm den verborgenen Schatz aufschließen. „Seht, lieber Herzensderwisch," sprach er, „Ihr seid ein frommer Mann, der sich nicht um die Güter dieser Welt kümmert. Euers Gleichen lebt in seiner Abgeschiedenheit von der Welt, nur mit frommen Betrachtungen und Gebet beschäftigt. Was kann Euch jener Schatz nützen? Zudem seid Ihr auch allein, habt nicht einmal ein Thier bei Euch, das Ihr damit beladen könnt, und Ihr selbst könnt doch nur wenig fortschleppen. Führt mich hin und öffnet mir den Eingang zu dem Schatze. Seht, ich habe da achtzig Kameele, die alle leer mit mir nach Bagdad zurückkehren. Wir wollen sie beladen, daß sie zusammenbrechen möchten unter der Last,

und dann könnt Ihr Euch ja eins davon aus-wählen. Auf diese Art bringt ihr mehr von den Schätzen mit Euch fort, als wenn Ihr allein hingeht."

Der Derwisch sprach aber ganz gelassen: „Nein, lieber Bruder! das geht doch nicht an. Ihr verlangt, ich soll Euch die Schätze geben, und neun und siebenzig Kameele dafür ablassen. Ich meine es gut mit Euch. Wenn ich Euch nicht glücklich machen wollte, so hätte ich ja nur von dem Schatze ganz zu schweigen brauchen. Ich will Euch aber einen Vorschlag thun, womit Ihr ganz zufrieden seyn könnt. Wir beladen die achtzig Kameele gemeinschaftlich, und dann theilen wir sie und werfen das Loos. Jeder von uns wird durch die vierzig Kameele, die er bekommt, so reich, daß er für sein ganzes Leben sein sehr schönes und reichliches Auskommen hat, und Ihr könnt Euch für die Schätze, die Ihr für Eure vierzig Kameele bekommt, ein Paar tausend andere Kameele anschaffen, denn der verborgene Schatz besteht aus lauter Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen."

Dem habsüchtigen Baba Abdalla ward es sehr schwer, sich zu denken, daß er die Hälfte seiner Kameele einem Andern überlassen sollte, zumal wenn sie mit Schätzen beladen wären. Endlich aber bedachte er doch, daß vierzig mit Gold und Edelsteinen beladene Kameele besser wären, als achtzig unbeladene, und versprach ihm die Hälfte abzulassen. Der Derwisch gieng voraus und sammelte unterwegs dürre Gras-

halme und einiges Reisholz und Baba Abdalla folgte ihm mit seinen Kameelen nach.

Sie erreichten bald den Eingang des Thales. Er war so enge, daß die Kameele nur einzeln durchgehen konnten. Immer erweiterte sich das Thal in die Runde. Aber es war von so hohen Felsen umschlossen, und die Felsenwände waren so senkrecht, daß es unmöglich war, auf einem andern Wege hereinzukommen. In dem Hintergrunde, wo die beiden Seitenwände der Berge zusammenstießen, die das Felsenthal bildeten, war eine ganz glatte große Felsenwand. Hier blieb der Derwisch stehen, und legte sein gesammeltes Reisholz ab. Hierauf holte er ein Feuerzeug hervor und zündete ein Feuer an. Als es in hoher Flamme aufloderte, streute er einige schwarze Körner hinein, die Baba Abdalla für Rauchpulver hielt, und sprach einige Worte in einer unbekannten Sprache. Kaum waren aber die Körner in das Feuer gefallen, so verbreitete sich ein dicker schwarzer Rauch, der das ganze Thal erfüllte, und als der Rauch verschwunden war, zeigte sich eine steinerne Thür mit zwei Thorflügeln. Sie schien ausserordentlich schwer zu seyn. Aber der Derwisch öffnete sie mit einer Hand ohne die mindeste Anstrengung, indem er einen Flügel um den andern mit einem kleinen Druck auf die Seite schob.

Baba Abdalla blickte neugierig hinein Eine breite Felsentreppe führte tief hinab in die Erde. Unten war es aber wieder ganz hell, und ganz

ferne sah man einen prächtigen Palast. Sie stiegen die Stufen hinab und kamen auf einen freien Platz, an dessen Seite sich eine hohe, schön geglättete Marmorwand hinzog. In dieser Marmorwand befanden sich große Nischen, die ausgefüllt waren mit Gold- und Silberstangen, mit köstlich gearbeiteten Urnen und Vasen, die alle gefüllt waren mit Edelsteinen aller Art.

„Dürfen wir da zugreifen?" fragte Baba Abdalla mit gierigen Blicken den Derwisch und kaum hatte dieser mit dem Kopfe genickt und gesprochen: „Nur zugegriffen nach Herzenslust!" so fiel er wie ein hungriger Raubvogel über die Schätze her und belud sich mit Gold- und Silberstangen so schwer, daß er kaum die Treppe hinaufsteigen konnte. Er ließ seine Kameele sogleich niederliegen und schüttete die Schätze in die großen Säcke auf ihren Rücken. Der Derwisch kam auch herauf und leerte seine Last aus. Da Baba Abdalla aber merkte, daß der Derwisch beinahe nur nach den Edelsteinen und Perlen zugegriffen hatte, so lief er wieder hinunter und holte auch von diesen. Und so gieng der Derwisch gar manchmal hinab, bis die achtzig Kameele belastet waren. Sie hätten von dem Auf- und Niedersteigen, und von den Lasten, die sie heraufschleppten, ganz weidlich müde werden können. Der Derwisch schlich auch gegen das Ende ganz langsam. Aber der habsüchtige Baba Abdalla lief das letzte Mal mit derselben Gier und Eilfertigkeit, wie das

erste Mal, obgleich er weit öfter hinabgestiegen war, als der Derwisch.

Endlich waren die Kameele alle beladen, daß sie sich kaum unter der Last aufzurichten vermochten. Da gieng der Derwisch noch einmal die Stufen hinab und Baba Abdalla folgte ihm nach, um auch noch so viel als möglich von den kostbaren Edelsteinen zu sich zu stecken. Der Derwisch griff aber nur nach einer goldenen Kapsel, die in einer der obern kleinern Nischen stand, und nahm aus derselben ein unscheinbares hölzernes Büchschen heraus, und steckte es zu sich. Baba Abdalla bemerkte es wohl, achtete aber in seiner Habgier gar nicht darauf.

Als sie heraufkamen, schob der Derwisch wieder die beiden Thorflügel zusammen, machte aus den verglimmenden Kohlen wieder ein Feuer an und streute einige von den schwarzen Rauchkörnern darein. Da erhob sich wieder der dicke schwarze Rauch, wie vorher, und verdunkelte, wie eine dicke Nebelwolke, das ganze Thal. Und als der Rauch nun verflogen war, stand wieder die kahle, steile Felsenwand an der Stelle der Thür.

Sie zogen nun wiedet durch den engen Eingang des Thales hinaus, und als sie in's Freie kamen, theilten sie die Kameele in zwei Haufen, und warfen das Loos. Jeder trieb seine vierzig Kameele nun vor sich her, und als sie auf die Strasse kamen, die von Bagdad nach Balsora führte, nahmen sie Abschied von einander. Baba Abdalla dankte dem Derwisch und um-

armte ihn als seinen größten Wohlthäter. Der Derwisch zog gegen Balsora, Baba Abdalla aber schlug den Weg gegen Bagdad ein.

Kaum waren sie aber eine kleine Strecke von einander, so regte sich der Neid und die Habsucht in Baba Abdalla's Herzen. „Was will der Derwisch," sprach er bei sich selbst, „mit so vielen Reichthümern thun? Er könnte wohl noch etliche von diesen Kameelen abgeben. Er kann ja die verborgene Felsenthür immer wieder öffnen, und noch weit mehr Schätze holen, als er schon hat; denn diese Vorräthe scheinen unerschöpflich. Wenn er sich nun aber nach einiger Zeit seine vierzig Kameele noch einmal belastet, dann hat er ja weit mehr als ich. Dafür muß ich aber Ersatz haben! Nein, nein, er muß noch etliche abgeben!" Er ließ sogleich seine Kameele halten, und kehrte um, und lief dem Derwisch nach.

„He!" schrie er, „he, Bruder Derwisch! haltet doch einmal noch ein wenig! Ich habe Euch noch ein Wörtchen zu sagen." Der Derwisch hielt stille und fragte ihn, was er wolle. „Ach," antwortete Baba Abdalla, „es fiel mir ein, daß Ihr als ein gottseliger frommer Mann wohl noch nicht viel Umgang mit Kameelen gehabt habt, und sie wohl nicht zu führen versteht. Je größer da der Haufe ist, je schlimmer ist's, mit dem Viehe auszukommen. Und ich fürchte in der That, daß Ihr nicht im Stande seid, sie alle zu bändigen. Gebt mir noch

zehne davon, die übrigen dreißig werden Euch noch warm genug machen.“

Ganz gutmüthig antwortete der Derwisch: „Es ist wahr. Ich habe das nicht bedacht. Ich danke Euch für Eure Besorgniß. Nehmt darum noch zehn zurück, und zieht im Frieden hin.“ Baba Abdalla wählte sich zehen, die ihm am schwersten beladen schienen, und wollte sie zu den übrigen treiben. Indem sprach aber seine Habsucht in seinem Herzen: „Er giebt so bereitwillig die zehn Kameele ab, gewiß hätte er auch noch zehn mehr abgegeben, wenn du ihn nur darum gebeten hättest.“ Er rief darum dem Derwisch noch einmal zu: „Hört, lieber Bruder, ich fürchte, auch die dreißig Kameele sind für einen Mann, wie Ihr, noch zu viel. Ihr seid ein solches Geschäft nicht gewohnt, und würdet Euch nicht zu helfen wissen. Ich weiß, wie mir's anfänglich gieng. Freilich jetzt ist mir's eben so leicht, hunderte zu führen, als ob ich eines führte. Ihr werdet eine große Last los, wenn Ihr mir noch zehn davon abgebt. Die übrigen zwanzig tragen noch Schätze genug für Euch, und Ihr werdet mit ihnen schon Eure liebe Noth kriegen.“

Der Derwisch antwortete ganz ruhig: „Ich glaube Euch, daß Ihr's gut mit mir meint. Ihr möcht wohl ganz Recht haben. Nehmt Euch noch zehn; ich will dann sehen, ob ich mit den übrigen zwanzig Kameelen fortkommen kann.“

Baba Abdalla wählte sich also noch zehn

Kameele aus und wollte sie eben wegtreiben; da fiel ihm wieder ein, vielleicht hätte ihm der Derwisch auch noch zehn Kameele überlassen, und sich mit den übrigen begnügt. Er wandte sich daher nochmals zu ihm und sprach: „Ich möchte Euch wohl rathen, noch zehn abzugeben; denn ich sehe voraus, daß Ihr mit dieser großen Zahl nicht auskommen werdet. Ich sage Euch dieß gewiß nicht aus Eigennutz, sondern aus purer, klarer Liebe zu Euch." Und der Derwisch willigte auch da wieder gutmüthig ein, und ließ ihn noch einmal die Hälfte von seinen übrigen zwanzig Kameelen auswählen.

Aber eben dadurch ward Baba Abdalla's Habsucht nur noch mehr gereizt. Er umarmte den Derwisch und küßte ihn, und beschwor ihn, er möchte doch nur seine Wohlthat vollständig machen, und ihm die letzten zehn Kameele noch überlassen. „Seht," sprach er, „Ihr macht mich dadurch zu Euerm ewigen Schuldner. Meine achtzig Kameele habe ich mir alle mit saurem Schweiße auf manchem Karawanenzuge einzeln erworben, und jedes erinnert mich an eine andere Reise, an andere Mühseligkeiten. Darum wird mir's so schwer, mich von einem zu trennen. Erbarmet Euch und laßt mir sie alle. Ihr seid zu gut und edel, als daß Ihr mir eines davon rauben solltet. Und die Schätze, die sie tragen, könnt Ihr ja doch nicht brauchen. Ihr habt ja bei dem Eintritte in Euer Kloster auf die Herrlichkeiten der Erde Verzicht geleistet, und beständige Armuth

gelobt. Was sollen Euch da diese Schätze helfen?"

„Wenn Euch so sehr viel daran liegt," antwortete der Derwisch, „so nehmt sie meinetwegen alle hin. Ihr kommt dadurch nun in den Besitz eines ausserordentlichen Vermögens, wendet es aber gut an und vergeßt nicht, daß Gott Euch eben so leicht wieder Alles nehmen kann, wie er es Euch durch mich hat geben lassen. Besonders seid wohlthätig gegen die Armen, und glaubt mir, daß sie gerade um der Reichen willen in der Welt sind. Gott will Euch durch sie Gelegenheit geben, zu beweisen, daß Ihr auch Liebe zu Euern Mitmenschen habt, und nicht aus Habgier und Eigensucht Euer Herz bei ihrem Elende verschließt."

Baba Abdalla versprach, seinem Rathe zu folgen, umarmte den Derwisch noch einmal mit großer Dankbarkeit, wünschte ihm Glück auf seine Reise, und trieb dann alle seine Kameele zusammen weg. Indem er aber so hinzog, überlegte er, wie der Derwisch nun so bereitwillig gewesen war, ihm alle seine Kameele zu überlassen, da er doch vorher so bestimmt auf der Theilung in zwei gleiche Hälften bestanden hatte. Da fiel ihm ein, daß der Derwisch zuletzt noch das hölzerne Büchschen zu sich gesteckt hatte, und dachte bei sich: „Gewiß enthält dieß eine Kostbarkeit, die weit über alle Schätze geht, die er mir schon überlassen hat." Seine Habsucht ließ ihm keine Ruhe, und schon beneidete er den Derwisch um dieses Büchschen. Da

kehrte er noch einmal um, und rief dem Derwisch zu und holte ihn ein.

„Lieber Bruder Derwisch," sprach er, „Ihr müßt mir noch einen Gefallen thun, ehe ich mich ganz von Euch trennen kann. Ich bemerkte, daß Ihr zuletzt alle Kostbarkeiten liegen ließt, und nur ein kleines, unscheinbares Büchslein zu Euch stecktet. Nun plagt mich die Neugierde, zu wissen, was in dem Büchslein seyn mag, daß ich noch einmal umkehren mußte. Gewiß enthält es eine große Seltenheit."

„Ach, nein!" antwortete der Derwisch. „Es ist nur ein wenig Salbe darin." Da Baba Abdalla darüber ungläubig verwundert den Kopf schüttelte, zog der Derwisch lächelnd das Büchschen heraus, und sagte, indem er es öffnete und hinhielt: „Ueberzeugt Euch nun selbst." Aber Baba Abdalla meinte, der Gebrauch dieser Salbe müßte vielleicht von erstaunungswürdiger Wirkung seyn.

„Allerdings!" antwortete der Derwisch. „Denn wenn man sich von dieser Salbe ein wenig um das linke Auge streicht, so sieht man alle verborgenen Schätze der Erde. Bringt man aber ein wenig von der Salbe an das rechte Auge, so erblindet man sogleich an beiden Augen."

Als Baba Abdalla das hörte, bat er den Derwisch inständig, er möchte ihm doch ein wenig Salbe um das linke Auge streichen. Der Derwisch war bereit. Er hieß ihn das Auge zuschließen und bestrich es mit der Salbe, und

als er es wieder öffnete, sah er eine Menge von unterirdischen Gängen und Gemächern, mit den kostbarsten Dingen angefüllt, daß er ganz entzückt war über den Anblick, und in seiner Freude dem Derwisch einmal um's anderemal um den Hals fiel, und ihn küßte.

Da sprach der Derwisch: „Es freut mich, daß ich Euch so zufrieden gestellt habe. Nun bitte ich Euch aber, fordert nichts weiter von mir. Ich kann Euch nichts abschlagen, und vielleicht bittet Ihr zunächst um etwas, das Euch schädlich seyn könnte.“ Baba Abdalla glaubte aber nicht an die Warnung, und hoffte, wenn ihm beide Augen mit der Salbe bestrichen würden, noch viel größere Schätze zu sehen. Denn er meinte, der Derwisch habe ihm nur aus Neid so gedroht, daß man blind dadurch werden könnte. Darum sprach er: „Nur noch eine Bitte hab' ich, die müßt Ihr mir auch noch gewähren. Streicht mir auch ein Bischen von der Salbe um mein rechtes Auge. Ich bitte schlagt mir das nicht ab.“

„Besteht nicht auf dieser Bitte,“ antwortete der Derwisch. „Ich habe Euch wohlmeinend gewarnt.“ Baba Abdalla ward aber dadurch noch mehr in seiner Meinung bestärkt, und war fest überzeugt, er werde noch weit mehr verborgene Schätze, vielleicht auch zukünftige Dinge vorher sehen, wenn ihm auch das rechte Auge mit der Salbe bestrichen würde. Darum sprach er: „Ich sehe wohl, Ihr haltet mich für sehr einfältig, daß Ihr mir bange

machen wollt, aber ich kann durchaus nicht glauben, daß diese Salbe so verschiedenartig wirken sollte.“ Da ihn der Derwisch immer noch warnte, und ihm vorstellte, welch großes Unglück die Blindheit wäre, und daß er ihm nach den Wohlthaten, die er ihm erwiesen habe, unmöglich nun ein so großes Unglück bereiten könnte; ward Baba Abdalla immer noch dringender, und sprach: „Eben weil Ihr mir schon so viel Gutes erwiesen habt, macht nicht, daß wir uns jetzt um dieser letzten Bitte willen in Unfrieden trennen. Es mag auch daraus entstehen, was da wolle, ich will's Euch nicht zuschreiben. Thut's auf meine Gefahr.“

Der Derwisch widersetzte sich immer noch, aber Baba Abdalla bestand beharrlich auf seiner Bitte, bis er endlich ein wenig Salbe auf den Finger nahm, und ihn noch einmal ernstlich fragte: „So wollt Ihr denn durchaus blind werden?“ Ja, blind werden!“ rief Baba Abdalla ganz hastig, indem er ihm das geschlossene rechte Auge entgegen wendete. „Streicht nur zu! Streicht nur zu!“

Da fuhr ihm der Derwisch mit der Salbe über den rechten Augendeckel, und er öffnete schnell und begierig seine Augen. — Aber — armer Baba Abdalla! — Er war ganz blind, und sah nur schwarze Finsterniß. Er schlug sich mit den Fäusten vor die Stirne, er zerraufte sich die Haare und Thränen floßen aus seinen blinden Augen. „O verfluchte Habsucht!“ rief er, „in welches Unglück hast du mich ge-

stürzt." Darauf warf er sich auf die Kniee, und hob flehend die Hände auf und sprach: „O lieber Bruder Derwisch, wüßt Ihr denn kein Mittel, mich zu retten? Ihr seid so gutmüthig gegen mich gewesen; o, erbarmt Euch meiner nur noch ein einziges Mal, und gebt mir mein Gesicht wieder."

Aber der Derwisch sprach entrüstet mit ernster Stimme: „Nein, elender, habsüchtiger Mensch! ich weiß zwar manche Geheimnisse; aber mir ist kein Mittel bekannt, dir das Gesicht wieder zu geben. Du wolltest dich nicht warnen lassen. Trage nun, was du dir selbst zugezogen hast. Gott hatte dir große Reichthümer bescheert. Du warst aber derselben nicht würdig. Darum nimmt er sie dir wieder durch mich, daß ich sie andern Menschen gebe, die nicht durch ihre Habsucht zum Undank verleitet werden."

Er trieb hierauf die Kameele zusammen und setzte seinen Weg nach Balsora fort. Und wie sehr auch Baba Abdalla weinend und jammernd ihm nachrief, und wie flehentlich er ihn bat, er möchte ihn doch nicht verlassen liegen lassen, sondern zur nächsten Karawane führen. Der Derwisch kehrte sich nicht daran. Bald hörte Abdalla nur noch von Ferne den Huftritt seiner Kameele — und bald verlor sich auch der leiseste Laut davon, und es war still und dunkel um ihn her, als läge er im Grabe. Die Nacht kam, und er merkte nicht, daß es Nacht war. Der Tag kam wieder, und die Sonne schien,

und er merkte es nicht, daß es Tag geworden war. Der Hunger quälte ihn, aber seine Verzweiflung war noch größer als sein Hunger.

Da hörte er endlich wieder den Fußtritt von Kameelen, und näher und näher ertönten auch einzelne Stimmen. Sie waren endlich ganz nahe bei ihm, und er erkundigte sich, und es war eine Karawane, die von Balsora nach Bagdad zurückzog. Aus Barmherzigkeit ward er mitgenommen, und kam so nach Bagdad zurück. Da er aber mit seinen Kameelen sein ganzes Vermögen verloren hatte, und nun in seiner Blindheit seinen Unterhalt auf keine Weise zu verdienen wußte, mußte er sein Brod erbetteln.

Darum ließ er sich täglich von einem armen Knaben an die Brücke leiten, welche über den Tigris führt, und die auf beiden Seiten des Stromes liegenden Theile der Stadt verbindet. Weil dieß die einzige Brücke ist, wurde sie beinahe nie von Menschen leer. Er saß immer an dem einen Ende der Brücke, und der arme Knabe stand bei ihm und sagte ihm, wenn wohlhabend gekleidete Leute vorbei kamen. Dann rief er sie immer mit lauter Stimme um ein Almosen an, und da er immer dabei sagte, daß er blind sei, erbarmten sich viele Vorübergehende, und gaben ihm reichliche Almosen, wovon er seinem Führer, dem armen Knaben, täglich seinen Theil überließ.

Damit er aber stets an seine Habsucht und seinen Undank erinnert würde, wodurch er sich um die großen Wohlthaten des Derwischs ge-

bracht hatte, bat er jeden, der ihm ein Almosen gegeben hatte, um einen Backenstreich, und gab das Almosen lieber zurück, oder warf es von sich in den Fluß, wenn ihm einer seiner Wohlthäter den Backenstreich durchaus verweigerte.

So saß er schon etliche Monate täglich an der Brücke. Da sagte ihm sein Führer eines Abends, es näherten sich zwei wohlgekleidete fremde Kaufleute. Als sie nahe waren, rief er: „Bedenkt den armen blinden Baba Abdalla! Gott wird Euch auch Euer Geschäfte dafür tausendfach segnen!" Bei diesen Worten gieng der eine der Kaufleute sogleich herzu, und gab ihm ein Goldstück. Baba Abdalla faßte aber schnell seine Hand und sprach: „Lieber Herr, macht das Maaß Eurer Güte nun voll und gebt mir auch einen Backenstreich." Der Fremde weigerte sich und sprach: „Meinst du, ich wollte mir durch diese kleine Gabe das Recht erkaufen, dich zu mißhandeln?" und wollte sich von ihm wenden. Baba Abdalla bielt ihn aber nun noch fester, und bat nun noch dringender, er möchte ihm doch die Liebe erweisen, und ihm den Backenstreich geben, weil er sonst sein Geschenk nicht behalten dürfe. Der Fremde sah, daß er hartnäckig darauf beharrte, und wollte sich nicht länger aufhalten, darum gab er ihm einen leichten Backenstreich, und gieng mit seinem Begleiter von dannen.

Am andern Tage kamen aber einige von den Wächtern des Serails oder des Schlosses

des

des Kalifen, und geboten dem blinden Baba Abdalla, ihnen zu dem Kalifen zu folgen. Bestürzt ließ er sich von ihnen nach dem Schlosse führen, und warf sich nieder, als man ihm sagte, er stehe vor dem Kalifen Harun Alraschid, und berührte mit dem Angesichte die Erde.

Als er sich wieder aufrichtete, sprach Harun Alraschid: „Ich gieng gestern Abend über die Brücke, und gab dir ein Almosen. Warum begehrtest du so hartnäckig einen Backenstreich?“

„Gott gebe dem Herrscher der Gläubigen so gewiß ein langes Leben,“ antwortete Baba Abdalla, „als ich gestern nicht wußte, wer es war, der mir Almosen gab. Wie sollte ich sonst die Kühnheit gehabt haben, ihn darum zu bitten, und ihn so in seinem Gange aufzuhalten. Der Knabe, der mich führt, sagte mir, es kämen zwei Kaufleute, und jetzt erkenne ich zu meinem Schrecken die Stimme Eurer Majestät für die Stimme des Mannes, der mir ein so reichliches Almosen gab, und nachher den Backenstreich verweigerte. Darum bitte ich um Gnade für mein Vergehen.“

„Das laß dich nicht kümmern, Baba Abdalla,“ antwortete der Kalif. „Ich gehe oft mit meinem Großwessir Giafar in mancherlei Verkleidungen durch die Stadt und die Umgegend, um mich zu überzeugen, ob überall Ordnung herrscht, wie meine Unterthanen leben, und was ich zu ihrem Glücke beitragen kann. Was mir in solchen Verkleidungen auf meinen Gängen begegnet, strafe ich nicht als Herrscher,

und jedes Vergehen gegen meine Person ist zum Voraus schon vergeben. — Aber wissen muß ich, was dich zu einem solchen Betragen veranlaßte, darum erzähle mir deine Geschichte."

Baba Abdalla erzählte ihm die Geschichte von dem Derwisch. Als er geendigt hatte, sprach der Kalif: „Deine Sünde ist zwar sehr groß, da du sie aber erkennst, und bisher öffentlich dafür gebüßt hast, so gebiete ich dir, deine Buße künftig nur im Stillen für dich selbst fortzusetzen, und Gott um Vergebung deiner Sünde anzurufen, damit du dieß ungestört thun kannst, soll dir mein Schatzmeister täglich vier Silberdrachmen zu deinem Lebensunterhalte reichen."

Baba Abdalla warf sich noch einmal vor dem Throne des Kalifen auf die Erde nieder, und dankte ihm für seine Gnade. Er brachte sein übriges Leben in stiller Abgeschiedenheit zu, betete mit aufrichtiger Reue täglich zu Gott um Vergebung seiner Sünden, und starb endlich als ein gebesserter, Gott ergebener Mensch.

Der junge König Zein Alasnam und der König der Geister.

In Balsora, das auch Bassora und Basra genannt wird, herrschte vor Zeiten ein weiser und sehr reicher König. Dieser versammelte eines Tages alle Sterndeuter seines Landes an seinem Hofe, und zeigte ihnen sein ganz kleines Söhnlein, das er Zein Alasnam genannt hatte, das ist in deutscher Sprache: Zierde der Bildsäulen. Als sie alle das Knäblein betrachtet hatten, sagte er ihnen den Tag und die Stunde seines Alters an, und sprach: „Gehet nun hin, und forschet in den Sternen nach des Kindes künftigen Schicksalen, und berichtet mir, was ihr erkundet." Da giengen die Sterndeuter von dannen, und versprachen am nächsten Neumonde wieder zu kommen.

Am ersten Tage des Neumondes kamen die ältesten und weisesten der Sterndeuter wieder vor den König, und der König fragte sie: „Was habt ihr in den Gestirnen gelesen von dem Leben und den Schicksalen des Prinzen Zein Alasnam, meines Sohnes? Verkündet mir Alles, so Gutes als Böses."

Da sprachen die Sternkundigen: „Wir

haben in den Sternen gelesen, der junge Prinz wird ein hohes Alter erreichen, und Heldenmuth wird seine Thaten bezeichnen. Aber er wird seinen Heldenmuth auch bedürfen in seinem Leben, denn mancherlei Unglücksfälle stehen ihm bevor. Doch führen sie alle zu einem guten Ende."

Aber der König wurde nicht bestürzt durch ihre Weissagungen, sondern sprach: „Wird er tapfer, so ist er nicht unglücklich zu nennen. Es schadet nicht, wenn Fürsten auch die Noth kennen lernen, die oft ihre Unterthanen drückt. Sie regieren ihr Land dann um so besser." Er beschenkte die Sterndeuter reichlich, und ließ sie von sich. Den jungen Prinzen aber ließ er mit aller Sorgfalt erziehen, und gab ihm die weisesten Lehrer.

So wuchs Zein Alasnam heran, und ward ein schöner verständiger Jüngling. Aber plötzlich wurde der alte König von einer heftigen Krankheit befallen. Die Aerzte wandten alle Kunst und Sorgfalt an, allein er ward von Tag zu Tage schwächer, und fühlte, daß sein Tod nahe sei. Da ließ er seinen Sohn zu sich rufen, und ermahnte ihn nochmals zur Tugend, und gab ihm allerlei gute Lehren. „Besonders," sprach er, „rathe ich dir, mein Sohn, sei nicht gleichgültig gegen dein Volk; suche dir seine Liebe zu erhalten, und hüte dich, daß du seinen Haß nicht verdienest. Gieb den Schmeichlern nicht Gehör, und ehre Jeden, der dir offen und ehrlich seine Meinung sagt, auch wenn sie nichts zu deinem Lobe enthält. Willst du belohnen oder

bestrafen, so übereile dich nicht, daß du nicht nach dem Scheine handelst, und vielleicht den Guten bestrafest, und den Bösen belohnest."

Bald nach diesen Vermahnungen starb der alte König, und sein Sohn Zein legte Trauer an, und ließ ihn prächtig begraben. Sieben Monate trug er die Trauer; am achten bestieg er erst den Thron, und übernahm das Reich und die Schatzkammer seines Vaters.

Als aber die Diener seines Hofes sich in Demuth vor ihm neigeten, und seine Unterthanen ihm huldigten; als Jedermann ihm gefällig zu seyn strebte, und seinen Wünschen mit der Erfüllung zuvorzukommen trachtete; als die Schmeichler seine unbedeutendsten Handlungen mit ihrem Lobe erhoben, und Niemand es wagte, seine Mißbilligung auszusprechen, wenn er irrte, sondern Viele ihn sogar in seinen Irrthümern bestärkten, als ihm auf einen Wink alles zu Gebote stand, was seinen Augen gefiel oder seiner Zunge schmeckte; — da vergaß er seines Vaters weise Lehren, und vergaß seine Pflichten gegen sein Volk. Er that nicht, was er sollte, sondern was er wollte, er besetzte die höchsten Aemter mit jungen Leuten, die mit ihm aßen und tranken, und spielten; er verschwendete die Schätze seiner Schatzkammer, bekümmerte sich um nichts mehr in seinem Lande, und so kam es, daß in kurzer Zeit die größeste Unordnung darin herrschte. Die Unterthanen fingen an zu murren, und es war nahe daran, daß

sie ihren leichtsinnigen König aus dem Lande jagten.

Die Mutter des jungen Königs lebte noch. Diese war eine tugendvolle verständige Frau. Sie hatte bisher in großer Trauer über den verstorbenen König, ihren Gemahl, gar nicht darauf geachtet, wie ihr Sohn das Land und die Regierung verwahrlosete. Kaum hörte sie aber durch einen alten treuen Diener des vorigen Königs, welche Gefahr ihrem Sohne drohete, so gieng sie zu ihm, und erinnerte ihn an die letzten Lehren seines Vaters, und hielt mit ihren Bitten und Vorstellungen an, bis ihr Sohn in sich gieng. Er erschrack, als er sah, welche Gefahr seiner Regierung und seinem Leben drohete, und daß er seine Schatzkammer schon gänzlich ausgeleert hatte. Er beschloß von Stund an, ein anderes Leben zu führen, sein Land besser zu regieren, und alles zu thun, um die Liebe seines Volkes zu gewinnen. Darum setzte er mehrere alte, wohlerfahrene und geprüfte Greise in die obersten Aemter ein, und handelte in allen Stücken nach ihrem Rathe. Dadurch wurde das Volk bald wieder besänftigt, und er brauchte für seine Krone und sein Leben nicht mehr zu fürchten.

Aber doch blieb er in einer tiefen Schwermuth versunken, und bereuete unaufhörlich seine Thorheit. Da erschien ihm des Nachts einmal im Traume ein ehrwürdiger Greis mit kahlem Haupte und silberweißem Barte in einem langen scharlachrothen Gewande. Um den Leib

trug er einen schwarzsammetnen Gürtel mit silbernen Sternen, und in der Hand hielt er einen Stab von schwarzem Ebenholze mit fremdartigen Buchstaben von Perlenmutter eingelegt. Er kam mit ernstem, aber freundlichem Gesichte auf den König Zein Alasnam zu, und redete ihn an: „O Zein, wie die schönste der Blumen, die Rose, nur aus dem dornigen Strauche erblühet, so folgt das schönste Glück oft erst aus vielfachen Leiden. Willst du das Ende deiner Betrübniß sehen, so reise nach Aegypten; in Kairo wartet dein ein großes Glück." Nach diesen Worten verschwand der Greis.

Als der junge König am andern Morgen erwachte, erzählte er diesen Traum seiner Mutter. Diese lachte aber, daß er sich mit einem Traume so ernsthaft beschäftigen könne, und sprach im Scherze zu ihm: „Nun, und hast du nicht Lust, um des schönen Traumes willen nach Kairo zu reisen?" Der König behauptete aber mit vollem Ernste, nicht alle Träume seien nichtig, und gerade sein Traum müsse eine Bedeutung haben; die Erscheinung des Greises seie ihm so übernatürlich vorgekommen, daß er fest entschlossen wäre, seiner Einladung zu folgen. Seine Mutter mochte dagegen sprechen, so viel sie wollte, er ließ sich nicht von seinem Vorsatze abbringen. Noch an demselben Tage übergab er ihr die Regierung seines Reiches, und ritt in der nächsten Nacht ganz ohne Begleitung zur Stadt hinaus.

Seine Reise nach Kairo war sehr mühselig

und beschwerlich. Als er in die Stadt eintritt, bewunderte er ihre Größe und die Pracht der Gärten und der Gebäude. — Da er sehr ermüdet war, stieg er bei einer Moschee ab, band sein Pferd an, und legte sich in einem Bogengange nieder, um ein wenig zu ruhen. Aus allzugroßer Müdigkeit schlief er aber bald ein. Da erschien ihm wieder im Traume derselbe ehrwürdige Greis, und sprach zu ihm: „Ich bin zufrieden mit dir, mein Sohn, daß du mir folgtest, und dich nicht durch die Beschwerlichkeiten abschrecken ließest, diese große Reise zu machen. Ich habe mich nun überzeugt, daß du Muth uud Beharrlichkeit besitzest, und will dich zum reichsten Könige der Welt machen. Kehre nur nach deinem Reiche zurück, in deinem Palaste wirst du unglaubliche Schätze finden.“ Nach diesen Worten verschwand der Greis wieder.

Aber der junge König war nicht zufrieden mit diesem Traume, als er erwachte. Er ärgerte sich sehr, daß er diese weite Reise vergebens gemacht hatte, und beschloß, sogleich wieder nach Hause zurückzukehren. In seinem Verdrusse sah er sich auch nicht weiter in der Stadt um, sondern stieg sogleich zu Pferde, und ritt noch am nämlichen Abende wieder zur Stadt hinaus. Er hatte dabei nur den einzigen Trost, daß er nur allein seiner Mutter von dem Traume erzählt hatte, und so doch nicht fürchten mußte, von seinen Unterthanen verlacht zu werden.

Glücklich kam er nach manchen überstandenen Widerwärtigkeiten wieder in Balsora an. Seine Mutter spottete seiner nicht, sondern tröstete ihn um seiner fehlgeschlagenen Hoffnung willen mit mütterlicher Schonung und Liebe.

In der ersten Nacht nach seiner Rückkehr erschien ihm aber der ehrwürdige Greis mit dem silberweißen Barte zum dritten Male im Traume, und sprach zu ihm: „O heldenmüthiger Zein! die Zeit deines Glückes ist endlich nahe. Sobald du morgen aufgestanden bist, nimm eine Hacke, und erbreche damit den geplatteten Boden des Gemaches, das der vorige König, dein Vater, bewohnte; du wirst daselbst einen großen Schatz finden."

Sobald der König erwachte, eilte er zu seiner Mutter, und erzählte ihr mit großer Hastigkeit den Traum. „Sonderbar!" sagte sie, „der alte Herr in seinem Scharlachmantel will dich ja gar nicht in Ruhe lassen. Nicht genug, daß er dich schon zweimal getäuscht hat, — du sollst ihm auch noch zum dritten Male glauben."

„Nein, Mutter," sprach Zein Alasnam etwas beschämt, „ich glaube ihm nicht. Indessen will ich doch zum Spasse den Boden des Gemaches aufbrechen."

„Nun, nun," versetzte die Mutter, „mich tröstet bei dieser Gelegenheit nur das, daß es nicht so schwer ist, einen Fußboden aufzubrechen, als nach Kairo zu reisen. Nimm du meinetwegen immerhin eine Hacke, und grabe das ganze Gemach durch, die Bewegung wird dir

wenigstens eine bessere Eßlust für den Mittag verursachen, und das ist auch ein Gewinn.“

Dieser Spott verdroß aber den jungen König, und er sprach in großem Eifer: „Und ich glaube nun doch an meinen Traum. Diese drei Träume hängen ganz gut unter einander zusammen: zuerst träumte mir, ich sollte nach Kairo gehen, ein großes Glück warte dort auf mich — der Befehl war eine Probe, und daß ich diese Probe bestand und bewährt befunden wurde, das ist es ja eben, dieses große Glück. Hierauf ward mir angekündigt, ich sollte wieder nach Hause zurückkehren — ich that es, und sogleich wird mir hier gezeigt, wo ich den großen Schatz zu suchen habe. Das hängt ja alles ganz klar und vernünftig zusammen. Darum soll mich auch kein Spott abhalten, sogleich hinzugehen, und den versprochenen Schatz zu suchen.“

Mit diesen Worten verließ er das Gemach der Königin, ließ sich eine Hacke geben, und verschloß sich in dem Gemache, das sein Vater in seinem Leben bewohnt hatte. Er brach sogleich in der Mitte des Fußbodens einige der Marmorplättchen heraus, womit er belegt war; aber es machte ihm viele Mühe, denn sie waren fest eingekittet. Er grub weiter nach, fand aber nichts. Nun brach er die Marmorplatten in einer Ecke auf, fand aber auch hier nichts. Er gieng an die zweite Ecke, und fand wieder nichts; er brach auch in der dritten auf, und abermals vergeblich. Da setzte er sich müde und verdrüßlich nieder und ruhete. Er fürchtete,

seine Mutter könnte doch Recht haben, und er möchte von ihrem Spotte noch mehr leiden müssen, wenn er ihr eingestehe, daß er den schönen Marmorboden vergebens verdorben und so manchen Schweißtropfen vergeblich bei der Arbeit vergossen habe. Um aber doch alles gethan zu haben, gieng er auch an die letzte Ecke. Bei dem ersten Schlage, den er dort mit seiner Hacke that, brach ein Marmorplättchen ganz zusammen, das nicht, wie die andern, fest eingekittet war, sondern ganz hohl lag. Er legte die Stücke mit den Händen bei Seite, und entdeckte unter denselben ein stählernes Hängschloß. Er brach die andern Plättchen rings umher weg, und fand einen großen weißen Deckelstein, der nur von dem Hängschloße verschlossen wurde. Da er keinen Schlüssel dazu hatte, schlug er es mit seiner Hacke los, und hob an einem stählernen Ringe den Deckelstein auf. Zu seiner Freude sah er, daß sich ein Gang öffnete, in welchen Stufen von weißem Marmor hinabführten.

Er zündete sogleich eine Kerze an, und stieg die Marmorstufen hinunter. Hier kam er in ein dunkles Gemach, das mit chinesischem Porzellan geplattet war. Die Wände und die Decke waren von geschliffenem Kristall, und rings um die Wände zog sich von dem schönsten schwarzen Marmor eine Brüstung hin, auf welcher vierzig große Urnen aus rothem ägyptischen Marmor standen. „Ei,“ dachte er, „in diesen Urnen ist gewiß von dem köstlichsten Weine, der mag ein schö-

nes Alter haben." Indem deckte er eine der Urnen auf, und siehe! sie war mit lauter neuen Zechinen gefüllt. Er untersuchte die andern Urnen, und in jeder fand er einen großen Schatz an neuen Goldmünzen.

Da konnte er seine Freude nicht mehr mäßigen. Er griff hinein, und faßte eine Handvoll von den neuen Zechinen, und lief mit frohlockender Miene zu seiner Mutter. Sie freute sich mit ihm, als er ihr sein Glück erzählte, und warnte ihn, diese Reichthümer nun nicht auch zu verschwenden, wie er den Schatz in der Schatzkammer verschwendet hätte. Hierauf ließ sie sich von ihm in das unterirdische Gemach führen.

Sie betrachtete alles mit dem größten Erstaunen, und begriff nicht, wie ihr Gemahl, der verstorbene König, das alles ohne ihr Wissen machen lassen konnte. Indem sie so aufmerksam umhersah, bemerkte sie ganz verborgen hinter einer größern Urne eine kleinere. Sie hob den Deckel auf, und fand einen goldenen Schlüssel darin. „Mein Sohn," sprach sie, indem sie dem jungen Könige den Schlüssel reichte, „dieser Schlüssel verschließt gewiß noch einen weit größern Schatz."

Sie suchten lange vergebens in den Wänden umher nach einem Schlüsselloche. Endlich entdeckte es die Königin unter der Marmortreppe. Der junge König versuchte den Schlüssel; er öffnete das Schloß, und eine schmale Thür that sich auf, aus welcher ein wunderbar

heller Schein hervorleuchtete. Sie traten mit neugieriger Eile hinein. Aber wie erstaunten sie über die Pracht dieses Gemaches! Der Boden war mit grünem Marmor geplattet, jede Wand bestand aus einer einzigen geschliffenen Tafel von Malachit, und die Decke schien von einem Stücke Lasur gebildet zu seyn. In einem Kreise aber umher standen acht Fußgestelle von gediegenem Golde, und auf jedem stand eine Bildsäule, die war aus einem einzigen Diamante geschnitten. Und obgleich kein Licht in dem Gemache brannte, und kein Fenster da war, durch welches das Tageslicht hätte herein scheinen können, so war das ganze Gemach doch hinlänglich von dem blendenden Lichte beleuchtet, das von den diamantenen Bildsäulen ausstrahlte. In der Mitte der acht Bildsäulen stand aber noch ein leeres goldenes Fußgestell. Zein Alasnam trat hinzu, und fand auf demselben ein weißes Stück Atlas, das mit güldenen Buchstaben beschrieben war. Er las folgende Worte:

„Mein Sohn! diese acht Statuen habe ich nur mit großer Mühe erworben. Sie sind von seltener Schönheit; aber doch ist ihre Schönheit nicht zu vergleichen mit der Schönheit der neunten Bildsäule von rosenrothem Diamant. Willst du sie haben, so gehe nach Aegypten, und frage in Kairo nach meinem alten Sklaven Mobarek. Jedermann kann dir seine Wohnung zeigen. Erzähle ihm, was dir begegnet ist, so wird er dich sogleich für meinen Sohn erken-

nen, und dahin führen, wo du diese schönste aller Bildsäulen erhalten kannst."

Sobald er diese Schrift gelesen hatte, gieng er mit seiner Mutter zurück in seine Wohnung, und ließ sogleich alle seine Wessire und Räthe zusammen berufen. Er legte seine Herrschaft feierlich in die Hände seiner Mutter, der alten Königin, empfahl ihnen das Wohl seiner Unterthanen, und reisete mit wenigen Sklaven nach Kairo ab.

Als er dort angekommen war, fragte er nach Mobarek; man zeigte ihm sein Haus. Er ließ sich durch einen Sklaven anmelden, und ward zu Mobarek in einen Gartensaal geführt. Mobarek fragte, wer er wäre. „Ich bin Zein Alasnam, der Sohn des verstorbenen Königs von Balsora!" antwortete der junge König „Verzeiht," antwortete Mobarek, „wenn ich an Eurer Rede zweifle. Ich diente einst dem Könige von Balsora; als ich ihn aber vor zwei und zwanzig Jahren verließ, hatte er keinen Sohn. Soll ich Euch glauben, so müßt Ihr mir erst beweisen, daß Ihr sein Sohn seid."

„Ihr habt ihn schon vor zwei und zwanzig Jahren verlassen," erwiederte Zein Alasnam, „und ich bin erst zwanzig Jahre alt; darum könnt Ihr freilich nicht wissen, daß ich sein Sohn bin. Um Euch indessen zu überzeugen, so hört meine Entdeckungen in dem Gemache meines Vaters." Er erzählte ihm alles, was ihm begegnet war von seinem ersten Traume an bis zu der Schrift auf dem weißen Atlas, und

fügte seiner Erzählung die Worte bei: „Ihr sollt den Ort wissen, wo ich die neunte Bildsäule von rosenrothem Diamant finden kann; darum bin ich zu Euch gekommen, daß Ihr mich hinführet.“

Aus dieser Erzählung erkannte ihn Mobarek für den Sohn seines Herrn, des Königs von Balsora, und warf sich vor ihm auf die Kniee, und küßte ihm die Hände und den Saum seines Gewandes. Hierauf versprach er ihm, ihn zu dem Orte zu führen, wo er die wunderbare Bildsäule finden könnte, zuvor aber sollte er einige Tage bei ihm ausruhen.

Er führte ihn sodann die Stiegen seines Hauses hinauf in einen rund gewölbten Saal, wo er den Großen von Kairo eben ein Gastmahl gab. Zein Alasnam mußte sich mit ihnen zu Tische setzen, und Mobarek bediente ihn auf seinen Knieen. Darüber wunderten sich seine Gäste, und sprachen unter sich: „Wer ist wohl der Fremdling, daß ihn der reiche Mobarek also ehret?“ Er aber wandte sich zu ihnen, und sprach: „Wundert Euch nicht, meine Freunde, daß ich diesen Fremdling also ehre. Er ist der Sohn des vorigen Königes von Balsora, dessen Sklave ich war, und der gestorben ist, ohne daß er mir die Freiheit geschenkt hat. Darum bin ich noch der Sklave dieses jungen Königs.“

Zein Alasnam fiel ihm aber in's Wort und sprach mit lauter Stimme: „Mit nichten, Mobarek! Ihr seid mein Sklave nicht mehr, denn ich ertheile Euch hiermit Eure Freiheit. Diese

edlen Herren, Eure Gäste, sollen die Zeugen Eurer Freilassung seyn." Da warf sich Mobarek auf's Neue vor ihm nieder, und küßte ihm seine Füße und die Erde, da er seine Füße stehen gehabt hatte, und dankte ihm auf's herzlichste für seine geschenkte Freiheit. Hierauf ließ er durch seine Sklaven Wein herein bringen, und sie tranken aus goldenen Bechern und kostbaren Muschelschalen, und waren sehr vergnügt beisammen bis an den Abend. Als aber die Gäste am Abende von ihnen giengen, reichte Mobarek jedem derselben das Trinkgefäß, aus welchem er getrunken hatte, daß er es mit sich nähme als ein Geschenk zum Andenken an den Tag seiner Freilassung.

Als Zein Alasnam des andern Tages Mobarek an sein Versprechen erinnerte, antwortete er: „Ich bin zwar bereit, Euch an die Stelle zu geleiten, wo die kostbare neunte Bildsäule bewahrt wird. Allein bedenket vorher, daß diese Reise mit großen Gefahren verbunden ist." „Ich bin entschlossen," antwortete der junge König, „jeglicher Gefahr muthig entgegen zu gehen und alle Schrecken zu ertragen, wenn ich nur die Hoffnung haben kann, die neunte Bildsäule zu gewinnen."

„Es ist möglich, daß wir von dieser Reise nicht wiederkehren," sprach Mobarek, „deßwegen ist es nothwendig, daß wir uns nach den Vorschriften unseres Gesetzes zuvor entsündigen durch Waschen und Reinigen, und durch's Gebet, als bereiteten wir uns zu unserm Tode."

Sie

Sie befolgten diese Vorschriften ihres Gesezzes, und begaben sich sodann auf die Reise.

Nachdem sie einige Tage von Kairo aus gegen den Untergang der Sonne gezogen waren, kamen sie eines Abends in eine schöne fruchtbare Gegend. Sie stiegen von ihren Pferden, und lagerten sich in einem Walde von Dattelpalmen. Nachdem sie sich von den Früchten dieser Bäume gesättigt und einige Stunden geruhet hatten, versammelte Mobarek alle Sclaven, die sie bei sich hatten, und sprach zu ihnen: „Wir verlassen euch diese Nacht auf einige Zeit. Hier ist Speise für euch und Weide für die Pferde. Auch unsere eigenen Pferde überlassen wir eurer Pflege; sorgt, daß ihnen nichts mangle, und wartet auf uns bis wir wieder zurückkehren. Bei Todesstrafe verbiete ich euch aber uns nachzufolgen.“ Die Sklaven versprachen Gehorsam.

Um Mitternacht ging Mobarek mit Zein Alasnam im Vollmondscheine durch den Dattelwald hin. Als sie das Ende des Waldes erreicht hatten, sprach Mobarek: „Wir sind dem Orte nun schon nahe. Macht Euch nun auf die Gefahren und Schrecken einer neuen Welt gefaßt.“ Sie gingen noch eine Strecke über blumige Wiesen, und kamen endlich an das Ufer eines großen Sees. Sie setzten sich nieder. Es war todtenstill; die Fläche des Sees lag ruhig vor ihnen; keine Welle hob sich darauf; kein Lüftchen bewegte sich; kein Vogel ließ seinen Gesang hören: kein lebendes

Geschöpf gab einen Laut von sich; — es schien, als sey hier alles Leben erstorben, und als wären sie die einzigen lebenden Wesen in der Welt. Der Mond spiegelte sich in dem Grunde des Sees, und schien eben so hell und klar aus der Tiefe herauf, als aus der Höhe herunter. Sie saßen eine Zeitlang eben so still und schweigend, und Zein Alasnam hatte nicht den Muth das Schweigen durch eine Frage zu unterbrechen.

Endlich sprach Mobarek: „Wir müssen über diesen See." „Sollen wir hinüber schwimmen?" fragte Zein Alasnam mit leiser Stimme. „Wir fahren hinüber," antwortete sein Begleiter. „Wir haben aber keine Fähre," erwiederte der junge König. „Die Fähre wird kommen, eine köstliche Gondel," antwortete Mobarek: „aber ein wundersamer Bootsmann wird sie führen. Doch hütet Euch, einen Laut der Verwunderung von Euch zu geben, wenn Euer Leben Euch lieb ist. Denn beim ersten Worte versinkt die Gondel in die Tiefe des Sees." „Ich werde mich wohl hüten!" antwortete der junge König.

Da sahen sie es auf einmal von jenseits herüber kommen, und hörten von Zeit zu Zeit den Ruderschlag des Bootsmannes. Und bald landete die Gondel bei ihnen an. Sie war aber gebauet von dem schönsten rothen Sandelholze, der Mast war von dem köstlichen Ambrabaume, und der Wimpel war himmelblauer Atlas. In der Gondel aber saß als

Bootsmann, ein Wesen, das glich keinem Menschen, und war doch auch kein Thier. Seine hohe und breite Stirne war kahl; seine Ohren hingen ihm schlappend herab bis auf die Schultern; seine Nase war sehr, sehr lang, und hing wie ein Elephantenrüssel, über das Maul und das Kinn herab. Sein Leib war eher der Leib eines Tigers, als eines Menschen, und seine Hände waren Tigertatzen; seine Haut war ein Tigerfell. Seine Füße aber waren gleich den Füßen einer riesengroßen Ente.

Ehe die beiden Wanderer aber ihren Bootsmann noch recht genau betrachtet hatten, umschlang er einen nach dem andern mit seiner Rüsselnase, und setzte sie so in die Gondel. Dann setzte er sich rittlings hinten auf einen über die Fähre hinausragenden Sitz, legte seine Tigerarme ruhig auf der Brust über einander, senkte den Kopf wie halbschlafend vor sich hin, und trat bald mit seinem rechten Entenfuß in's Wasser aus, bald mit dem linken, bald mit beiden zugleich. Und so ruderte er sie in unglaublicher Schnelle über den breiten See. Sie stiegen aus, und ihr wundersamer Bootsknecht verschwand mit der Gondel.

„Nun dürfen wir reden," sprach jetzt Mobarek. „Wir sind hier auf der Insel des Königs der Geister." Zein Alasnam fühlte sich in eine neue Welt versetzt. Er stand auf einem Rasen von den seltensten wohlriechendsten Kräutern, welche die süßesten Wohlgerüche verbreiteten; überall standen

Fruchtbäume, reich behangen mit den seltensten, zum Theile ganz unbekannten Früchten. Auf den Bäumen sangen rothe und blaue und gelbe Vögel mit den lieblichsten Stimmen, und flogen zuweilen ganz zutraulich herab auf ihre Schultern. Viele große buntfarbige Schmetterlinge flogen umher, und saßen auf dem Grase, und wo sie flogen, glaubte man, eine Blume habe sich losgelöst von ihrem Stengel und fliege herum, und wo sie saßen, glaubte man, eine seltene Blume sey aus dem Grase erblüht. Es war hell wie am Tage, und es stand doch keine Sonne am Himmel und kein Mond; der Himmel war tief blau; es war kein Wölkchen am Himmel, und doch zogen drei sehr breite Regenbogen darüber hin, in der Mitte ein höherer, und auf jeder Seite ein niedriger.

Ganz entzückt ging Zein Alasnam an der Seite seines Begleiters durch diese Wunder hin. Bald sahen sie aber vor sich einen prächtigen Palast, der erbaut war von lauter feinen Smaragden, und sein Dach war eine hohe Kuppel, gedeckt mit Rubinen. Von den Smaragden schimmerten grüne Lichter aus, und rothe Lichter von den Rubinen, daß sie ganz geblendet wurden von dem Glanze, der von ihm ausstrahlte. Aber vor dem Palaste standen in gleicher Entfernung sehr hohe Palmbäume mit fein gefiederten Blättern. Ihre Stämme waren so hoch, daß sie der Kuppel des Palastes gleich kamen; aber über der Kup-

pel neigten sich die langen zweigartigen Blätter zusammen Vor diesen Bäumen umzog aber diesen Palast ein sehr breiter Graben, der geplattet war mit Perlen, Muscheln und angefüllt mit krystallhellem, wohlduftendem Rosenwasser. Der Pforte des Palastes gegenüber zog eine Brücke über diesen Graben. Sie war sechs Klafter lang und drei Klafter breit, und bestand aus einem Stücke weißen Porzellanjaspis; das Geländer der Brücke war aus gediegenem Golde.

Zein Alasnam wollte über die Brücke schreiten; aber Mobarek hielt ihn auf; und sprach: „Weiter dürfen wir nun nicht mehr gehen. Seht Ihr uicht jenseits die Wächter des Königs der Geister?“ Zein Alasnam sah hinüber, und bemerkte zu beiden Seiten der Brücke neun riesiggroße, schrecklich gestaltete, lebende Wesen, die mit großen Keulen von feinem chinesischen Stahle bewaffnet waren, und drohend herüber winkten. „Ich sehe sie,“ antwortete Zein Alasnam. „Sie schwingen schon ihre Keulen,“ fuhr Mobarek fort, „und wie wir die Brücke betreten, so stürzen sie uns entgegen, und zerschmettern uns mit denselben die Schädel. Selbst hier würden wir uicht ganz sicher vor ihnen seyn, wenn wir sie nicht durch magische Kunst abzuhalten suchen.“ Er zog bei diesen Worten einen Beutel aus seinem Busen, und nahm vier breite gelbseidene Bänder hervor, und sprach, indem er Zein Alasnam zwei derselben hinreichte: „Thut da-

mit, wie Ihr mich thun sehet." Mit dem einen Bande umgürtete er sich, das andere schlang er sich um den Hals, und ließ die beiden Enden desselben über die Schultern auf den Rücken hinabhängen. Zein Alasnam that desgleichen. Nun zog Mobarek zwei große Tücher aus seinem Beutel, und breitete sie auf die Erde aus, und belegte den Rand derselben mit allerlei Rauchwerk und kostbarem Harze. Hierauf trat er in die Mitte des einen Tuches, und sein Begleiter trat auf das andere Tuch. Dann sagte Mobarek: „Ich werde nun den König der Geister beschwören, daß er aus seinem Palaste hervorkommt. Mißfällt ihm unsere Ankunft, so erscheint er in einer furchtbaren Gestalt. Dann müssen wir schweigend seine Befehle erwarten. Ist er aber gnädig gegen uns gesinnt, so erscheint er in menschlichem Ansehen. Dann begrüßt ihn, zeigt ihm den Tod Eures Vaters an, empfehlt Euch in seinen Schutz, und fordert die neunte Bildsäule von rosenrothem Diamant."

Nachdem er ihn so unterrichtet hatte, fing er seine Beschwörung an. Er sprach sie in einer unbekannten Sprache, die Zein Alasnam gar nicht kannte. Aber gleich nach den ersten Worten fuhr ein fürchterlicher Blitz in großem Zickzack aus der Kuppel des Palastes nach dem Himmel hinauf, und blendete ihre Augen; ein heftiger Donnerschlag folgte; dichte Finsterniß deckte die ganze Insel; ein gewaltsamer Windsturm erhob sich, und die Erde erbebte. Da

bebte auch das Herz des jungen Königs, und zagend sprach er zu Mobarek: „Nun sind wir verloren!“

Mobarek hatte aber eben seine Beschwörung vollendet, und antwortete lachend: „Faßt Muth, so geht alles gut.“ In demselben Augenblicke war es wieder hell um sie her, und aus der geöffneten Pforte des Palastes trat der König der Geister. Er kam aber in derselben Gestalt, wie Zein Alasnam der ehrwürdige Greis mit dem Scharlachmantel in seinen Träumen erschienen war, daß er ihn alsbald für denselben erkannte; nur daß er hier noch eine goldene Strahlenkrone auf dem Haupte trug. Er trat auf die Mitte der Brücke und sah sie fragend an.

Da war dem jungen Könige sein Muth wiedergekehrt. Er neigte sich vor dem Könige der Geister und sprach: „Großmächtigster Gebieter der mächtigen Geister der Erde! ich bin gekommen, dir anzuzeigen, daß mein Vater von dem Geiste des Todes ist von der Erde weggeführt worden. Du hast ihn in seinem Leben deines Schutzes gewürdigt; erweise nun mir diese Gnade deines Schutzes.“

„Was verlangst du für ein Zeichen meiner Gnade?“ fragte der König der Geister. „Gib mir die neunte Bildsäule,“ antwortete Zein Alasnam, „die Bildsäule von rosenrothem Diamant.“ — „Ich nehme dich auf in meinen Schutz,“ erwiederte der König der Geister; „ich habe Solches deinem Vater gelobt; ich

habe dich bisher gefährt; ich verspreche dir auch die neunte Bildsäule von rosenrothem Diamante zu geben, wie ich deinem Vater die acht andern gab. Aber vorher verlange ich dagegen von dir, daß du mir mit einem Eide gelobest, wieder auf meine Insel zu kommen, und mir eine Jungfrau zu bringen, die mindestens funfzehn Jahre alt und vollkommen schön ist. Sie darf aber nicht eitel seyn auf ihre Schönheit und noch nie eine Unwahrheit geredet haben. Es wird sich zwar kein Mädchen freiwillig dazu verstehen, mit dir auf meine Insel zu reisen; du wirst List und Gewalt brauchen müssen. Aber hüte dich, daß du dich nicht vom Mitleiden bewegen läßt, sie mir vorzuenthalten, und ihr die Freiheit zu geben. Ich müßte dir das Leben nehmen, so sehr ich dein Freund bin."

Zein Alasnam gelobte ihm mit einem heiligen Eide, diese Bedingung zu erfüllen. „Nur," sagte er, „fürchte ich, daß ich getäuscht werde. Die Schönheit kann ich selbst sehen; ihr Alter kann ich zur Noth noch erfahren; auch kann ich im äußersten Falle noch merken, ob sie eitel ist auf ihre Schönheit. Aber wie soll ich erkennen, ob sie in ihrem ganzen Leben noch keine Unwahrheit geredet hat?" — „Freilich," antwortete der König der Geister, „der Schein könnte dich täuschen. Ich will dir aber einen Spiegel geben, der dich nicht täuschen kann. Wenn du eine funfzehnjährige Jungfrau siehst, so blicke nur in

deinen Spiegel. Steht ihr Bild darinnen hell und klar, so ist sie frei von Eitelkeit und wahr, und noch nie ist eine Unwahrheit über ihre Lippen gekommen. Du wirst aber oft hineinsehen, und der Spiegel wird trüb angelaufen seyn. Dann ist die Jungfrau eitel und liebt die Lügen."

Nach diesen Worten reichte ihm der König der Geister einen Spiegel, der war so klein, daß ihn Zein Alasnam ganz leicht in der hohlen Hand verbergen konnte. Er winkte ihnen hierauf, daß sie gehen sollten, und Mobarek führte den jungen König wieder nach dem Ufer des Sees. Dort wartete schon ihr langnasiger Schiffmann auf sie mit der Gondel, hob sie mit seiner Rüsselnase wieder hinein, setzte sich wieder hinten auf, und trat mit seinen Entenfüßen einige Mal aus, und ruderte sie an das jenseitige Ufer. Sie gingen mit raschen Schritten weiter, und in kurzer Zeit erreichten sie den Dattelwald, und fanden ihre Sclaven mit den Pferden daselbst. Sie saßen sogleich auf und ritten nach Kairo zurück.

Als sie einige Tage in Kairo geruhet hatten, wollte Zein Alasnam nach Bagdad reisen. „Was wollt Ihr aber in Bagdad?" fragte Mobarek. „Ich habe schon oft gehört," antwortete Zein Alasnam, „daß man in Bagdad der schönen Jungfrauen viele findet, darum will ich dort unter ihnen suchen, bis ich eine finde, die nicht eitel ist, und die Wahrheit liebt." — „O dann versucht doch Euern

Spiegel erst hier!" rief Mobarek aus. „Sind wir nicht hier in Groß-Kairo, und gibt es hier nicht der schönen Jungfrauen viele?"

Der junge König war es zufrieden. Sie gingen allenthalben umher, wo sie schöne Jungfrauen zu sehen bekommen konnten. Er sah sehr oft in seinen Zauberspiegel — aber! — aber! — der Spiegel war immer trüb. Er überzeugte sich endlich, daß er in ganz Groß-Kairo vergeblich suche, und reisete nach Bagdad. Mobarek begleitete ihn.

In Bagdad mietheten sie einen prächtigen Palast an dem schönsten Platze der Stadt. Sie lebten in großem Aufwande, hielten täglich offene Tafel, jeder Gast war dabei willkommen, und wenn abgegessen war, so schickten sie die übrigen Speisen in die nächsten Klöster der Derwische, die noch reichlich davon leben konnten. Dabei versäumte Zein Alasnam keine Gelegenheit, sich nach den Jungfrauen der Stadt umzusehen, und seinen Spiegel dabei zu Rathe zu ziehen. — Aber auch hier war der Spiegel immer trübe, und nie strahlte ihm ein helles Bild daraus entgegen.

Indessen machte ihr Aufwand bald Aufsehen in jenem Theile der Stadt, und man sprach bald allgemein von dem reichen jungen Fremdlinge. Da hörte auch der Imam Bubekir Muezin, der in jenem Viertel der Stadt wohnte, von ihm. Dieser Imam war aber ein sehr neidischer Mann, der jedem Menschen sein Glück mißgönnte. Da-

bei war er sehr habsüchtig und dennoch nicht reich. Daß Zein Alasnam im Ueberfluß und Reichthum lebe, war für ihn schon hinlängliche Ursache zum Hasse gegen ihn. Und als er eines Abends in der Moschee war, sprach er nach dem Abendgebete zu dem versammelten Volke; „Lieben Brüder, ich höre daß ein Fremdling unter uns wohnt, der täglich großen Reichthum im Wohlleben verthut. Hütet euch vor diesem Unbekannten! Wer weiß, auf welche Art er diese großen Reichthümer erworben hat? Er ist wohl nur darum zu uns gezogen, weil man hier seine Schandthaten nicht kennt. Wenn aber der Kalif von ihm hört, wird er uns gewiß zur Rechenschaft ziehen, weil wir ihm keine Nachricht davon gaben. Thut nun, was ihr wollt! Ich wasche meine Hände."

Da schrie aber das Volk; „Ihr seyd im Schreiben erfahren! Gebt Ihr dem Kalif davon Kundschaft." Darüber vergnügt ging der Imam nach Hause, und faßte eine Klagschrift ab gegen den reichen Fremdling, die viele harte Beschuldigungen gegen seine Lebensweise enthielt. Diese Schrift wollte er am andern Tage im Namen des Volkes dem Kalifen von Bagdad überreichen.

Aber Mobarek war auch in der Moschee beim Gebete gewesen, und hatte Bubekirs Verläumdung mit angehört. Er hatte wohl bemerkt, daß nur der Neid aus ihm sprach. Darum dachte er ihn zu besänftigen, nahm so-

gleich einen Beutel mit fünfhundert Zechinen und einen Pack mit kostbaren Stoffen, und ging hin zu dem Imam. Bubekir erkannte ihn für den Genossen des reichen Fremdlinges, den er verklagen wollte, und fuhr ihn mit trotziger Stimme an: „Was wollt Ihr in meinem Hause?" denn er glaubte, Mobarek wollte ihn wegen seiner Rede zur Verantwortung ziehen. Mobarek reichte ihm sogleich den Beutel mit den Zechinen, und legte den Pack mit den Stoffen nieder, und sprach: „Ich bin Euer Nachbar. Der junge König von Balsora, Zein Alasnam, hat von Euern Verdiensten gehört, und läßt Euch dieses kleine Zeichen seiner Hochachtung durch mich überbringen. Zugleich soll ich Euch sagen, wie sehnlich er wünscht, Eure Bekanntschaft zu machen."

Als Bubekir den schweren Beutel in der Hand wog, verging ihm sein Zorn, und er sprach mit ganz anderm Tone, als vorher: „Ich bin ganz beschämt durch die Güte des Königs von Balsora. Ich habe sehr gefehlt, daß ich ihm nicht schon längst meine Aufwartung machte; morgendes Tages werde ich aber das Versäumte sogleich nachholen." —

Am nächsten Morgen nach dem Morgengebete sprach er aber zu dem versammelten Volke: „Ich habe mich näher um den Fremdling erkundigt, lieben Brüder, und habe mich aufs Neue überzeugt, daß jeder Mensch doch seine Feinde hat. Weil dieser junge Mann in

großem Glücke lebt, haben ihn sogleich gottlose, neidische Leute bei mir verläumdet. Ich kann euch aber mit Gewißheit versichern, daß dieser vortreffliche Mann ein Muster aller Tugenden ist. Hütet euch darum, dem Kalifen etwa falsche Nachrichten über ihn zu hinterbringen."

Nach diesen Worten ging Bubekir nach Hause, zog seine besten Kleider an, und ging zu Zein Alasnam, der ihn aufs höflichste empfing. Sie sprachen von allerlei, und endlich fragte Bubekir, ob er sich noch lange in Bagdad aufhalten würde. „Je nachdem meine Geschäfte gehen!" war die Antwort. Bubekir erkundigte sich näher nach seinen Geschäften, und Zein Alasnam erzählte ihm, daß er eine funfzehnjährige Jungfrau suche von untadelhafter Schönheit, die aber nicht eitel auf ihre Schönheit wäre, und in ihrem ganzen Leben noch nie eine Unwahrheit geredet habe.

„Ihr sucht," sagte der Imam, „was Ihr schwer finden werdet. Die Jungfrauen sind heut zu Tage meist eitel; selbst die häßlichsten, krummgewachsenen und buckelichten bilden sich oft auf ihre Schönheit noch etwas ein. Ach, und dann gar mit der Wahrheit! da sieht es noch scheuer aus! Eine Nothlüge halten ja sogar auch manche sonst ehrenwerthe Männer für erlaubt, geschweige denn ein funfzehnjähriges Mädchen. Da solltet Ihr wahrscheinlich vergebens in Bagdad suchen, wenn mich der Zufall nicht zu Euch geführt

hätte. Aber ich weiß Euch eine solche Jungfrau. Sie ist die Tochter eines Mannes, der früher Wessir bei dem Kalifen war. Seit langer Zeit hat er sich aber von dem Hofe zurückgezogen, und lebt auf seinem Landhause vor der Stadt. Seine einzige Sorge ist die Erziehung dieser seiner schönen Tochter. Gefällt es Euch, so gehe ich sogleich zum Wessir, und werbe für Euch um dieselbe bei ihm." Er stand auf, als wollte er gehen.

„Halt!" rief Zein Alasnam, „ich glaube wohl Euerm Urtheile über ihre Schönheit; aber wie könnt Ihr mich von ihrer Wahrheitliebe überzeugen? wie, daß sie nicht eitel ist auf ihre Schönheit?" — „Wie wollt Ihr Euch denn selbst überzeugen?" fragte Bubekir. „Ich will ihr Angesicht sehen," antwortete Alasnam. — „Ihr könnt also den Leuten durch die Augen lesen, wie es in ihrem Herzen aussieht?" fragte Bubekir spöttisch. „Was Ihr nicht für ein Menschenkenner seyd! Ei, ei!"

Zein Alasnam verdroß dieser Spott nicht. Er ließ sich von Bubekir nach dem Landhause des Wessirs begleiten. Da er voraussah, daß ihm der Wessir seine Tochter unter keiner andern Bedingung überlassen würde, als wenn er sie zu seiner Gemahlin zu nehmen verspräche, sagte er zu ihm: „Ich bin Zein Alasnam, König von Balsora. Dieser Imam sprach mir von der Schönheit Eurer Tochter mit solchem Lobe, daß ich mit dem Entschlusse

hieher komme, sie zu meiner Gemahlin zu erwählen. Doch habe ich dabei die einzige Bedingung zu machen, daß ich ihr dieß nicht eher zusage, als bis ich sie ohne Schleier gesehen habe. Ist sie dann in der That, wie sie Bubekir geschildert hat, so soll der Kadi alsbald die Ehestiftung schreiben."

Der Wessir war über diesen Antrag sehr erfreut; denn es schmeichelte ihm, daß ein König sein Eidam werden sollte. Er ließ sogleich seine Tochter rufen, und gebot ihr, den Schleier abzunehmen. Sie that es mit holdem Erröthen. Zein Alasnam staunte über ihre wundervolle Schönheit, und sah unbemerkt in seinen Spiegel — und — o Freude! aus dem hellen Glanze des Spiegels lachte ihm klar und schön das Bild der wunderschönen Jungfrau entgegen.

Da wurde die Heirath sogleich geschlossen. Der Kadi wurde gerufen, und schrieb die Ehestiftung. Sie verrichteten das gewöhnliche Gebet, und gingen dann sogleich in Zein Alasnams Palast. Seine Braut wurde in einer Sänfte dahin getragen. Dort wurde ein köstliches Mahl gehalten, und die geschicktesten Sänger und Sängerinnen und Tänzer und Tänzerinnen erhöheten die Freuden des Mahles. Den Wessir beschenkte er königlich, und der Jungfrau gab er einen großen Schatz an Geschmuck von Perlen und Juwelen.

Als sich aber am Abende alle Gäste entfernt hatten, und nur der Wessir noch da war,

nahm Mobarek den jungen König bei Seite, und ermahnte ihn, er sollte nun eilen, um dem Könige der Geister die Jungfrau zuzuführen, weil ihm die kleinste Zögerung schon mißfallen könnte. Zein Alasnam war dazu bereit; er wendete bei der Jungfrau vor, er müßte eilig nach seinem Reiche zurück, weil dort seine Gegenwart sehr nothwendig wäre. Die Jungfrau nahm darum noch Abschied von ihrem Vater, und vergoß viele Thränen. Das rührte dem jungen Könige beinahe das Herz.

Sie brachen noch in derselben Nacht auf. Die Männer ritten auf ihren Rossen. Die Jungfrau wurde von zwei Maulthieren in einer Sänfte getragen; ihre Sklavinnen folgten, auf Maulthieren reitend; die Sklaven trieben etliche Kameele nach, die mit allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten für die Reise belastet waren. Sie nahmen den Weg nach Groß-Kairo. Jeden Abend wurde ein kostbares Zelt aufgeschlagen, und ein Ruhebette von Polstern für die Jungfrau darin bereitet; ein anderes Zelt war für ihre Sklavinnen bestimmt. Aber Zein Alasnam ruhete jedesmal mit Mobarek unter freiem Himmel. Oft sprach er da, wenn sie allein waren, zu seinem treuen Gefährten davon, wie sehr es ihn betrübe, daß er diese edle Jungfrau so täuschen müsse. Mobarek tröstete ihn aber immer, und vermahnte ihn, standhaft zu seyn, und die Gefahr zu bedenken, die ihm drohe, wenn er seinen Eid nicht halte.

Sie

Sie zogen durch Kairo hindurch, ohne sich aufzuhalten, und kamen eines Abends wieder in den Dattelwald, wo Zein Alasnam und Mobarek einst ihre Sklaven zurückgelassen hatten, als sie auf die Insel des Königs der Geister gingen. Zein Alasnam hatte die Jungfrau auf der Reise beinahe gar nicht gesehen. Als sie hier aber aus ihrer Sänfte stieg, trat sie zu ihm, und fragte ihn, ob sie nun bald in Balsora wären. Da vermochte er nicht, sie länger zu täuschen, uud gestand ihr, daß sie nie Königin in Balsora würde. „Wie?" fragte sie bestürzt, seyd Ihr denn nicht der König von Balsora? und habt Ihr nicht meinem Vater gesagt, ich sollte Eure Königin und Gemahlin werden?"

„Ja, gesagt habe ich das wohl," antwortete er. „Nun," fiel sie ihm in das Wort, „wie kann denn ein Mensch etwas nicht thun, was er doch einmal zugesagt hat?" Er gestand ihr nun, daß er sie dem Könige der Geister bringen müßte. Da erschrack sie noch mehr, und rang die Hände und weinte, und warf sich auf die Kniee, und beschwor ihn mit vielen Thränen, er möge sie doch nicht dem Könige der Geister ausliefern, sondern mit sich nehmen nach Balsora, oder ihrem Vater wieder zurückschicken. Sie bat so inständig, daß er ihr beinahe willfahren hätte; denn seine Thränen floßen, wie die ihrigen. Aber Mobarek stand neben ihm, und sprach: „Mein edler Herr, seyd standhaft, und bedenkt, daß

Euer Leben verloren ist, wenn Ihr sie erhört."

Solche Worte vernahm auch die Jungfrau. Da trocknete sie ihre Thränen, und sprach: „Nein, Euer Leben muß erhalten werden, für Eure Unterthanen. Da kommt mein kindisches Daseyn gar nicht in Anschlag. Kommt, führt mich zu der Insel des Königs der Geister." Als Zein Alasnam nun aber sah, wie sie bereit war, ihr Leben für das seinige hinzuopfern, wollte er sich nicht an Großmuth von ihr übertreffen lassen; und so entstand ein edler Wettstreit zwischen beiden, der sich lange nicht entscheiden wollte.

Endlich aber sprach Mobarek: „Es ist ja nicht entschieden, daß die edle Jungfrau des Todes ist, wenn wir sie zu dem König der Geister bringen. Vielleicht wartet ihrer ein schöner Lohn für ihre Wahrheitliebe. Euer Tod aber ist gewiß, wenn wir sie nicht zu ihm bringen."

Da die Jungfrau darauf beharrte, ließen sie die Sklaven und Sklavinnen zurück, und gingen endlich durch den Dattelwald hin. Als sie an den See kamen, wartete der wunderliche Fährmann schon mit seiner Gondel, und hob sie mit seiner Rüsselnase hinein. Sie landeten jenseits an, und gingen bis an die Brücke. Da kam ihnen der König der Geister in seinem Scharlachmantel entgegen. Er empfing die Jungfrau aus den Händen des jungen Königs mit beifälligem Kopfnicken, und

führte sie schweigend in seinen Smaragd-Pallast. Hierauf erschien er sogleich wieder auf der Brücke, und sprach: „Mein Sohn, ich bin mit dir zufrieden. Gehe nach deiner Heimath zurück. Ich werde die versprochene neunte Bildsäule von rosenrothem Diamant durch meine dienenden Geister auf das leere goldene Fußgestell bringen lassen.“

Zein Alasnam war darüber vergnügt; doch lag ihm das Schicksal der Jungfrau sehr am Herzen. Darum sprach er bittend, gewähre mir nur die eine Bitte, und sage mir das Schicksal der Jungfrau.“ — „Du hast nur nach deiner Bildsäule zu fragen!“ donnerte ihm der König der Geister entgegen und verschwand.

Der junge König kehrte nun mit seinem treuen Gefährten Mobarek nach Kairo zurück. Er hielt sich aber nicht lange daselbst auf; denn ihn trieb die Sorge um sein Reich, mehr aber noch seine Neugierde nach der Bildsäule aus rosenrothem Diamant nach Balsora zurück.

Auf dem Wege quälte ihn aber immer der Vorwurf, den er sich machen mußte, daß er eine so edle Jungfrau mit der Unwahrheit getäuscht habe, die nie in ihrem Leben noch eine Unwahrheit gesprochen; daß er sie so ihrem treuen, guten Vater weggestohlen, und einem unbekannten Schicksale preisgegeben hatte. Er hatte keine Ruhe bei Tage und keine Ruhe bei Nacht, und kam so ziemlich betrübt in Balsora an.

Die ersten Augenblicke zerstreueten ihn die Zeichen der Freude, die seine Unterthanen ihm gaben, besonders aber das Wiedersehen seiner Mutter. Er erzählte ihr den Erfolg seiner Reise, und daß er nun die neunte Bildsäule von dem Könige der Geister erhalten habe. — Als sie hörte, daß sie schon in dem unterirdischen Gemache stehen müsse, forderte sie ihren Sohn auf, mit ihr hinab zu steigen.

Sie eilten hinab. Da stand auf dem neunten goldnen Fußgestelle mit rosenrothem verschämten Angesichte, ganz in rosenrothe Seide gekleidet, eine unbewegliche Bildsäule. Zein Alasnam war von dem Lichte der andern Bildsäulen geblendet. Er trat darum in den Kreis, um sie näher zu sehen. Kaum war er aber hinzugetreten, so stieg die Bildsäule von dem Fußgestelle herunter, und lag in seinen Armen — und es war dieselbe schöne, tugendvolle Jungfrau, die er dem Könige der Geister zugeführt hatte. Sie weinte Thränen der Freude, und Zein Alasnam weinte mit ihr.

„Ach," rief sie endlich, „Ihr werdet übel zufrieden seyn, daß Ihr mich hier findet, wo Ihr eine so große Kostbarkeit zu finden hofftet. — „Nein!" antwortete der König, „der Himmel kann mein Zeuge seyn, daß mich mein Versprechen oft reuete, und daß ich es zurückzunehmen wünschte."

Bei diesen Worten hörte man einen heftigen Donnerschlag, und der König der Geister stand vor ihnen und sprach: „Sieh', mein

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Erzählungen der persischen Favorit-Sultanin Schaherasade in tausend und einer Nacht

Bd.: 5

Nürnberg 1835

A.or. 1555-1/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10249792-1